

Zeitung

Amtes Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofsstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadtsparkasse Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Erscheint täglich, Bezugspreis monatlich durch Boten 2.10 Mk., durch die Post 2.20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Dehden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Volksbed. Konto: Hannover 22 730

Nummer 300

Mittwoch, den 31. Oktober 1934

Jahrgang 1934

Tagesrundscha.

Die Londoner Flottenverhandlungen.

Nach dem Plakato der Abrüstungskonferenz in Genf, die an der Verweigerung der Deutschland zugehenden Gleichberechtigung durch Frankreich gescheitert ist, schaut die Welt mit begreiflichem Interesse nach London. Bei den Vorbesprechungen für die Flottenkonferenz im nächsten Jahre, die dort jetzt zwischen amerikanischen, englischen und japanischen Delegierten geführt werden, handelt es sich allerdings nicht um eine Abrüstung zur See, sondern um die Festlegung des Flottenhöchststandes für die beteiligten Mächte und um das Verhältnis der Tonnagezahl ihrer Schiffsklassen zueinander. Noch unter dem Eindruck des Weltkrieges, aber immerhin schon in einem gewissen Abstand von ihm, jedoch der Rauf der Sieger schon in etwa durch die Erkenntnis der verheerenden Folgen der Jahre 1914 bis 1918 gedämpft war, kam 1922 in Washington das erste Flottenabkommen zwischen England, Amerika, Japan, Frankreich und Italien zustande. England, das vor dem Kriege die Stärke seiner Flotte nach dem Maßstab bestimmte, daß sie mindestens so stark sein müsse wie die Flotten zweier anderer Mächte zusammen, erklärte sich damals mit einer Gleichheit seiner Flotte mit der amerikanischen einverstanden. Aber das Verhältnis der Flotten der drei anderen Mächte zu den beiden stärksten und untereinander wurde nicht so leicht gefunden, und als es in dem Abkommen fixiert worden war, da stand der Befriedigung über den Abschluß in Amerika und England ein starkes Mißbehagen in Japan, Frankreich und Italien gegenüber. Hier fühlte man sich durch die angelsächsischen Mächte benachteiligt. Immerhin wurde das Abkommen, das für England, Amerika, Japan, Frankreich und Italien den allerdings nur für die Großkampfschiffe geltenden Schlüssel auf 5:5:3:2:2 in der angeführten Reihenfolge festsetzte, von allen fünf ratifiziert. Es ist dann 1930 in London bis 1935 unter Hinzufügung einer Reihe von Bestimmungen für andere Schiffsklassen und unter Beibehaltung des Washingtoner Schlüssels verlängert worden, aber Frankreich und Italien haben dieses neue Abkommen nicht ratifiziert. Daraus erklärt es sich, daß jetzt an den Londoner Vorbesprechungen auch diese beiden Mächte noch nicht beteiligt sind. Dann aber hängt die Befriedigung der Vorbesprechungen auf Amerika, England und Japan vor allem auch damit zusammen, daß die Verständigung zwischen ihnen wegen ihrer Rivalitäten im Raume des Stillen Ozeans die härteste Aufgabe ist, die es zu finden gilt. Japan lehnt kategorisch die Verlängerung des alten Schlüssels ab. Es fordert Gleichberechtigung mit Amerika und England, die aber dieser Forderung stärksten Widerstand entgegenstellen. Hierum geht es jetzt. Die Festlegung der oberen Tonnagegrenze für die einzelnen Schiffsklassen oder gar die Frage, ob nicht überhaupt bestimmte Schiffsklassen wie etwa die Tauchboote, die Deutschland bekanntlich ebenso wie Großkampfschiffe im Versailler Diktat verweigert worden sind, abgelehnt werden sollen, steht noch weit im Hintergrund. Läßt sich hinsichtlich des Generalschlüssels noch in keiner Weise erkennen, ob eine Verständigung, ein Kompromiß oder der Bruch und damit der Beginn unbeschränkter Wettrüstens zur See das Ergebnis der Londoner Vorbesprechungen sein wird, so ist es noch genau so fraglich, ob es im Falle einer Verständigung zwischen den drei Mächten im nächsten Jahre möglich sein wird, Frankreich und Italien, die beiden Mittelmeer-Rivalen, für den Beitritt zu einem neuen Flottenabkommen zu gewinnen. In Italien werden zunächst einmal zwei 35 000 Tonnen-Schlachtschiffe auf Stapel gelegt, denen bisher weder die Engländer noch die Franzosen gleichwertige Schiffe entgegenzustellen haben. In Frankreich hofft man zwar, zumal zwischen Paris und Rom noch andere Verhandlungen schweben, an denen Italien ein nicht geringes Interesse hat, auf eine Verständigung, aber bisher steht es nicht so aus, als ob Mussolini sich seine Bewegungsfreiheit nehmen lassen wolle.

Der siamesische Konflikt.

Zwischen dem König Prajadhipok von Siam, der sich zur Zeit mit seiner Gemahlin in der Nähe von London aufhält, und der das siamesische Parlament allein beherrschenden siamesischen Volkspartei, deren Führer auch zugleich an der Spitze der Regierung steht, ist ein ernstlicher Konflikt ausgebrochen. Das Parlament hat ein von der Regierung ausgearbeitetes Gesetz beschlossen, darin die im Strafgesetzbuch des Landes bislang noch zugestandene letzte Entscheidung über Leben und Tod der siamesischen Staatsmilitanten dem König genommen wird. Der König, der bis zu der Revolution vor zwei Jahren noch absoluter Herrscher war, weigert sich, unter dieses Gesetz seine Unterschrift zu setzen, und hat erklärt, lieber abdanken zu wollen, als auf dies letzte Vorrecht königlicher Macht zu verzichten. Nach einer Meldung aus Singapur soll allerdings der vorläufig noch bedingte Rücktrittsbefehl auch damit zusammenhängen, daß revolutionäre siamesische Kreise sich verschworen haben, den König zu ermorden, falls er nach Siam zurückkehre, ohne vorher abgedankt zu haben. König Prajadhipok, der seit 1925 regiert, und seine Gemahlin Rambai-Barni, die sich seit etwa neun Monaten in Europa aufhalten, sind vom letzten Sommer

her, wo ihnen in Berlin ein Empfang mit königlichen Ehren bereitet wurde, dem sich ein Empfang in Neudied beim Reichspräsidenten von Hindenburg, kurz vor seinem Tode, angeschlossen, auch in Deutschland bekannt. Der König, dessen Vorfahren seit rund 150 Jahren auf dem Thron von Siam saßen, hat in Europa Bildung und militärische Erziehung genossen und steht jetzt im 40. Lebensjahre. Für die Modernisierung seines Landes hat er viel geleistet. Als er zu Beginn dieses Jahres seine große Europa-Reise antrat, mußte man anneh-

men, daß die innere Ruhe im Königreich Siam vollständig gesichert sei. Aber die Gefahren der konstitutionellen Herrschaft traten rasch zutage. Schon im September gab es Unstimmigkeiten mit dem Parlament und der Regierung. Damals gab der König nach. Daß sich die beiden anderen Faktoren jetzt seinem Willen fügen werden, ist wenig wahrscheinlich. In siamesischen Kreisen spricht man, wie ebenfalls aus Singapur gemeldet wird, bereits davon, daß die Regierung drei Möglichkeiten ins Auge fasse: erstens die Ein-

setzung eines Regentenschaftsrates, zweitens die Erhebung des siamesischen Thronerben Prinz Singore zum König (Prinz Singore soll sich gegenwärtig in der Schweiz aufhalten) und drittens die Wahl eines neuen Königs, dessen Königsrang aber nur von nomineller Bedeutung sein würde. Es ist aber noch nichts darüber bekannt geworden, welche dieser drei Möglichkeiten die Regierung verwirklichen wird. Man muß indessen auch damit rechnen, daß es sich dabei zunächst nur um Gerüchte oder Vermutungen handelt.

Eckeners Plan: weltumspannender Luftschiffdienst

EZ 129 wird Versuchsfahrten nach Nordamerika machen.

Washington, 30. Oktober.

Dr. Eckener, der am Montag ausführlich vor dem Luftfahrtkongress über den Stand des Luftschiffbetriebs sprach, erläuterte auch seine Pläne für die Zukunft. Er machte dabei die Zusicherung, daß er im Sommer 1934 mit dem neuen Zeppelinluftschiff „EZ 129“ Versuchsfahrten zwischen Friedriehshafen und Nordamerika unternehmen wolle. Er stelle das neue Luftschiff auch für zehntägige Rundfahrten in Amerika zur Verfügung. Im Herbst 1935 würde „EZ 129“ in den Südatlantikdienst eingestellt werden. Der Luftfahrtkongress verspricht, dem Bundeskongress eine Vorlage zugehen zu lassen, in der von der Regierung

Mittel für die Durchführung der Versuchsfahrten des „EZ 129“ nach Nordamerika, für Vorbereitung eines regelmäßigen nordatlantischen Luftschiffdienstes durch Bau von drei bis vier Zeppelinluftschiffen sowie für die Ausbildung der für diese Luftschiffe benötigten Mannschaften angefordert werden, falls sich die zuständigen Behörden für die Annahme des Planes Dr. Eckeners entscheiden sollten.

Dr. Eckener empfahl dem Luftfahrtkongress ferner die Einrichtung eines die Welt umspannenden Luftschiffdienstes zwischen Deutschland, Nordamerika, Südamerika, Holländisch-Indien und Britisch-Indien. Ein festliches Luftschiff, so sagte er, sei bereits vorhanden. Man müsse nur ohne Zögern zugreifen. Das Heliumgas, das für die Verwirklichung dieses großen Planes erforderlich sei, müsse allerdings von der Regierung der Vereinigten Staaten, die das Heliummonopol beäße, zur Verfügung gestellt werden. Eckener belegte zahlenmäßig, daß der Zeppelinluftschiffdienst zwischen Deutschland und Südamerika einträglich ist.

Fliegende Hotels statt schwimmender Paläste.

Amsterdam, 30. Oktober.

In einer Unterredung, die der Flugzeugkonstrukteur Fokker mit einem amerikanischen Pressevertreter hatte, geisterte er mit bitterer Ironie die Kurzsichtigkeit der Staaten, die Millionenbeträge zum Bau von schwimmenden Riesenpalästen verschwanden, statt diese Summen für den Ausbau eines modernen weltumspannenden Luftverkehrsnetzes zu verwenden.

„Ich bedauere von Herzen“, so erklärte er, „die armen Steuerzahler, die ihr Geld für Schiffsgeheuer wie die Normandie und die Queen Mary hingeben müssen. Es wird nicht lange dauern, dann wird man diese Ozeanriesen aus dem Verkehr ziehen. Irgendwo im Hafen werden sie dann an ihren Untertassen verrostet und auf ihre Abwrackung warten. Und die Millionen und Abermillionen sind vertan. Warum hat man diese Riesenbeträge nicht dazu verwandt, Flotten von Flugzeugen zu bauen, die schneller und ebenso sicher sind wie diese „modernen Dampfer“, die mit ihren 31 Knoten Geschwindigkeit über die Wasseroberfläche dahinkriechen wie Schnecken?“

Das Ziel, das ich herbeiführe, für das ich lebe und arbeite, heißt: Bau einer Luftflotte von Großflugzeugen, deren jedes über hundert Passagiere schnell, sicher und mit dem größtmöglichen Komfort von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil zu befördern vermag. Eines Tages werde ich wahrscheinlich zum Zweck der Erfüllung meiner Wünsche eine internationale Gesellschaft gründen.“

Wie man hört, richtet sich diese Bemerkung in erster Linie gegen Australien, das es entschieden ablehnt, eine Erweiterung der holländischen Luftfahrtslinie Amsterdam—Batavia bis nach Melbourne zu ermöglichen.

„Meine fliegenden Hotels“ für hundert Menschen, erklärte Fokker weiter, sollen Tag und Nacht reisen, in verhältnismäßig großen Höhen mit einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von etwa 320 Kilometer in der Stunde. Es ist zwecklos, eine noch höhere Geschwindigkeit erzielen zu wollen, da der Fortschritt nach und nach kommen muß, später einmal, wenn die Frage des Stratosphärenfluges gelöst sein wird, dann können vielleicht auf den längsten Strecken Durchschnittsgeschwindigkeiten von 500 Kilometer in der Stunde und mehr verwirklicht werden.“

6000 Kilometer in 25 Stunden.

Auf dem Fluge von Australien nach Amerika.

San Francisco, 30. Okt.

Der bekannte Rekordflieger Kingsford Smith hat auf seinem Fluge von Australien nach Nordamerika am Montag kurz nach 20 Uhr MEZ San Francisco erreicht. Er erklärte die Zurücklegung der gefährlichsten Etappe von annähernd 6000 km in 25 Stunden habe ihn von der Möglichkeit einer regelmäßigen Luftverkehrsverbindung zwischen Australien und den Vereinigten Staaten überzeugt.

Der Flieger ist auf dieser Strecke übrigens nur knapp dem Tode entronnen. Sein Flugzeug geriet nördlich der Phoenix-Inseln in einen schweren Sturm. „Nach kurzer Zeit verlor ich mich überhaupt nicht mehr zu orientieren“, funkete Smith. „Von schwersten Böen hin und her geworfen trübte mein Apparat, so daß ich schon glaubte, es geht mit der Nase hinein ins Meer. Ich versuchte immer wieder, höher hinaufzusteigen, um durch die schwarze Wolkenwand hindurchzustoßen. Aber jedesmal warf mich der Orkan zurück. Ich konnte schließlich überhaupt nicht mehr feststellen, wo ich mich befand, da ich vollkommen blind fliegen mußte. Anscheinend war ich aber bisher nur in den Ausläufern des Sturms gewesen, denn der Regentanz ging kurz danach erst richtig los. Das Höhenfeuer verlagerte sich schließlich auch das Seitenfeuer. Durch die Gewalt des Sturms wie ein Federball hin und her geschmissen, kam mein Flugzeug ins Schlingern und trübte schließlich mit rasender Geschwin-

Die separatistische Abstimmungsabotage verhindert.

110 000 „Einsprüche“ eingelaufen.

W.B. Saarbrücken, 30. Oktober.

Die Abstimmungskommission gibt bekannt, daß ungefähr 110 000 Einsprüche bei ihr eingelaufen sind. Sie hat festgestellt, daß eine sehr große Anzahl der Einsprüche nicht begründet ist. Von dem Einspruchsrecht ist vielfach ein solcher Gebrauch gemacht worden, daß die Abstimmungskommission einzelne nicht als eine Mitarbeit von Seiten der Bevölkerung im Sinne ihres Auftrages auffassen kann. Die Kommission hat darüber beraten, ob diese Einsprüche wegen ihrer Unbegründetheit ohne nähere Untersuchung abgelehnt werden sollen. Im Interesse der Aufstellung möglichst einwandfreier Listen hat sie jedoch beschlossen, auch diese unbegründeten Einsprüche einer materiellen Prüfung zu unterziehen. Sie hat Maßnahmen getroffen, um diese Arbeit in dem vorgesehenen Zeitabschnitt erledigen zu können. Wie schon in einer früheren Bekanntmachung der Kommission erklärt wurde,

wird diese auch nach dem 9. November fortzuführen, die Listen von Amts wegen zu überprüfen.

Diese Erklärung ist von der ganzen saarbrückischen Bevölkerung mit Befriedigung aufgenommen worden; denn es wird darin deutlich gegen die autonomistischen Einspruchsmanöver Stellung genommen. Man wird es begrüßen können, daß auch die unberechtigten und unbegründeten Einsprüche noch einmal auf ihre Berechtigung hin geprüft werden, da man dadurch denjenigen, die die böswilligen Einsprüche eingelegt haben, die Möglichkeit nimmt, etwa später behaupten zu können, die Einsprüche seien nicht ordnungsgemäß erledigt worden. Der offensichtlich, ja sogar offen ausgesprochene Zweck dieser Einsprüche war ja nur der, es der Abstimmungskommission unmöglich zu machen, die vorgesehene Frist einzuhalten, so daß dann eine Verschiebung der Abstimmung hätte eintreten müssen. Demgegenüber steht nun aber fest, daß von der Abstimmungskommission alles geschieht, um jede Sabotage der fristgemäßen Abstimmung zu verhindern.

Der Ehrentag des Handwerks in Braunschweig.



Der Mittelpunkt der Veranstaltungen am Tage des deutschen Handwerks bildete die Rundgebung in der Burg Dankwarderode in Braunschweig. Auf unserem Bild sieht man einen Ausschnitt aus dem gewaltigen Hauf von Innungsmitgliedern am Löwen- und Wappenturm, dem Wahrzeichen der Stadt Braunschweig.

„Deutsch ist die Saar“ erklingt vom Saarbrücker Rathaus.



Auf dem Rathaussturm der Stadt Saarbrücken wurde ein neues Glockenspiel eingebaut. Viele hundert Einwohner hatten sich um die Mittagszeit auf dem Rathausplatz eingefunden und hörten zum erstenmal das Lied „Deutsch ist die Saar“ und „Deutschland, Deutschland über alles“ spielen.

Bigkeit ab. Gott sei Dank hatte ich nach einigen furchtbaren, nervenzerstörenden Minuten Glück: Dicht über der Wasseroberfläche fing ich mein Flugzeug und brachte es ins Gleichgewicht. Jetzt, so schloß die Radiomeldung, fliege ich schon wieder in beträchtlicher Höhe über dem Meer und habe auch wieder Kurs auf die Hawaifelsen nehmen können.

Das Blaue vom Himmel.

✓ Berlin, 30. Oktober.

Der Straßburger Rundfunksender verbreitete am Dienstagabend das Märchen, das Luftschiff „Graf Zeppelin“ sei über Spanien abgeschossen worden. Diese Meldung ist selbstverständlich freierfunden. Das Luftschiff hat seine letzte Standortmeldung um 16 Uhr WZ gegeben; es befand sich zu dieser Zeit bereits kurz vor der südamerikanischen Küste. Die Landung in Pernambuco ist für 20 Uhr WZ zu erwarten.

Rücktritt Jägers als Rechtswalter der evangelischen Kirche.

DNB Berlin, 30. Oktober.

Ministerialdirektor Jäger hat sein Amt als Rechtswalter der deutschen evangelischen Kirche im vollen Einvernehmen mit dem Reichsbischof niedergelegt.

Wie der Amtliche Preussische Pressedienst mitteilt, ist Ministerialdirektor Jäger auf seinen Wunsch aus seinem Amt als preussischer Ministerialdirektor und Leiter der geistlichen Abteilung des Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Bildung ausgeschieden.

Der Führer und Reichsfanzler hat am Dienstag in Gegenwart des Reichsministers des Innern die Landesbischöfe Marahrens, Meiser und Wurm zu einer Aussprache über kirchenpolitische Fragen empfangen. (Der bayerische Landesbischof Meiser und der württembergische Landesbischof Wurm stehen bekanntlich in Opposition zu der gegenwärtigen Kirchenleitung.)

Gruß des Handwerks an den Führer

✓ Berlin, 30. Oktober.

Der Reichshandwerksmeister Schmidt hat an den Führer und Reichsfanzler folgendes Telegramm gefandt: „Mein Führer! Der Tag des Handwerks in Braunshweig hat seine Weihe durch Ihre Botschaft erhalten. Von der heutigen Arbeitstagung senden Ihnen die führenden Meister des Reichshandwerks des deutschen Handwerks ehrerbietige Grüße.“

An Dr. Goebbels wurde folgendes Telegramm geteilt: „Im Namen des deutschen Handwerks danke ich Ihnen für die zur Braunshweiger Tagung übermittelten Grüße und die Zusage weiterer fördernder Hilfe durch Ihr Ministerium. Mit diesem Dank erlaube ich mir, beste Glückwünsche zum Geburtstag zu verbinden.“

Auf das Telegramm des Reichshandwerksmeisters an den Führer ist folgende Antwort eingelaufen: „Ich danke für Ihre Grüße und wünsche Ihrer Arbeit für das deutsche Handwerk Erfolg und Segen.“

Beisetzung des Standartenführers Hellvoigt.

✓ Berlin, 30. Oktober.

Gedenkrede des Reichsministers Dr. Goebbels.

Der Ehrenstandartenführer der Standarte „Hort Wessel“, Walter Hellvoigt, wurde am Dienstag nachmittag zur letzten Ruhe beigesetzt. Vertreter aller Gliederungen der Partei, Ehrenkürten sämtlicher SA-Brigaden, Vertreter der Berliner Bewegung, SA und SS und je eine Ehrenabordnung der SS-Verbandsabteilung Adolf Hitler, der Reichswehr und des Feldpolizeikorps gaben dem unermüdbaren Kämpfer das letzte Geleit. Der Führer hatte als letzten Gruß einen großen Lorbeerzweig geschickt mit der Aufschrift: „Dem toten Kameraden. Adolf Hitler.“

Am offenen Grabe hielt Reichsminister Dr. Goebbels eine ergreifende Gedenkrede. Er führte u. a. aus: „Man sagt, daß diese Zeit arm geworden sei an Wundern und daß begnadete Männer dem Wunder auf Schritt und Tritt. Wir brauchen nur die Augen aufzumachen, um sie zu finden. Denn ist es nicht ein Wunder, daß einer unten aufsteht im Wolke und sein ganzes Leben weilt dem Dienste am Lande und an der Nation? Es gab vergangene Jahrhunderte, wo man glaubte, der Nation zu dienen, sei das Privileg der Bevorzugten, das Volk aber habe nur auf Kommando zu gehorchen. Wir haben das Volk zum Dienst am Lande wieder beteiligt gemacht und es ist das größte Wunder unserer Zeit gewesen, daß der arme Sohn dieses Volkes auch jetzt getreuer wurde. Ist es nicht ein Wunder, daß einer von unten kommt aus den breiten Massen dieses Volkes und nichts anderes kennt als Dienst, Opfer, Gehorsam und freiwillige Hingabe an den Gedanken eines gemeinsamen Vaterlandes und eines gemeinsamen Volkes?“

Solange unser Volk Menschen findet, die sich für uns und die geeinte Nation hingeben bereit sind, solange werden die Tränen und Tränen und Opferlustigen nicht über die Revolution des jungen Deutschlands triumphieren können. Sie sollen sich nicht täuschen. Wir haben die Opfer, die uns einmal eint, nicht vergessen. Das Blut, das uns einmal tinte, ist nicht trocken geworden und die Gnade der Kameradschaft und der Zusammengehörigkeit ist nicht vorbei, sondern sie lebt heute lebendiger denn je in unserm Herzen.

Man schaue im Lande um und halte Prüfung, wie viele Hölle vor dem stillen Heroismus dieses armen Sohnes unseres Volkes bestehen können. Und alle mögen in sich gehen und daraus lernen und sich danach richten und sich daran erheben und stärken. Die Menschen kommen und gehen, aber das Volk wird bestehen. Die Menschen werden der Nation ihre Opfer bringen, aber die Nation wird unsterblich sein.

Obergruppenführer von Berlin-Brandenburg, von Jagow, ehrte dann den Toten im Namen der SA.

Eine neue südslawische Note an Ungarn?

DNB Budapest, 30. Oktober.

Aus gutunterrichteten Kreisen verlautet, daß die Belgrader Regierung im Zusammenhang mit der Untersuchung des Marzeller Attentates der ungarischen Regierung eine dritte Note überreicht hat. Ueber die Note der südslawischen Regierung werden von den hiesigen amtlichen Stellen jegliche Mitteilungen auf das entschiedenste abgelehnt.

Auch die ungarische Presse zeigt in den letzten Tagen in der Behandlung des Marzeller Attentates größte Zurückhaltung und schweigt insbesondere über die neuen Angriffe, die die südslawische Presse gegen Ungarn richtet. Es herrscht hier das einseitige Bestreben vor, auch weiterhin mit allen Mitteln jede Aufklärung in den

Noch 5000 Aufständische in Asturien unter Waffen.

43 Kinder unter den Todesopfern in Oviedo.

✓ Madrid, 30. Oktober.

Ministerpräsident Lerroux erklärte am Montag Pressevertretern, die Regierung habe die Absicht, einen Sonderbeauftragten nach Katalonien zu entsenden mit der Aufgabe, dort die politischen Notwendigkeiten und insbesondere die weitere Anwendung des katalonischen Autonomiestatus zu studieren.

In den nächsten Tagen sollen auch die Cortes ihre Arbeit wieder aufnehmen. U. a. steht eine Vorlage in Aussicht, die ein Streikverbot ausspricht, den Gewerkschaften jede politische Betätigung untersagt und die Verwendung der Mitgliedsbeiträge unter staatliche Kontrolle stellt. In Vorbereitung ist auch ein Pressegesetz, das agitatorischen Ausschreitungen und vor allem revolutionärer Propaganda einen Riegel vorschieben soll.

Die in das asturische Aufstandsgebiet entfallenden Mitglieder des Kabinetts werden der Volksvertretung Bericht über die dortigen Geschehnisse erstatten und Vorschläge zur Linderung der Not und Behebung der Schäden unterbreiten. Justizminister Ripón erklärte, die in Asturien verübten verabschiedeten Untaten würden rückwärtslos ihre gesetzliche Sühne finden. Aber so furchtbares Schicksal ereignet habe, vieles sei machlos übertrieben worden. So sei auch nicht ein einziger Fall festgestellt, daß Kinder die Augen ausgehölet oder ihr sonst verkrümelt worden wären. Kriegsminister Hidalgo versicherte, ehe die Aufständischen das letzte Gewehr abgeliefert hätten, könnte die militärische Aktion nicht als beendet angesehen werden.

Der Minister für öffentliche Bauten, Cid, der sich bereits wieder in Madrid befindet, hat Pressevertretern gegenüber seine persönlichen Eindrücke als über alle Maßen erschütternd bezeichnet. Man könne in wenigen Worten keine Vorstellung von den Schrecknissen der Revolution in Asturien vermitteln. Viele Menschen, die sie miterlebten, seien darüber verrückt geworden.

Pétain fordert neue Militärkredite für die „Defensivrüstung“.

Der französische Kriegsminister vor dem Kammerausschuß.

(1) Paris, 30. Oktober.

Kriegsminister Marshall Pétain gab am Montag dem Ausschuss der Kammer Ausschluß über die Militärkredite. In seinen Ausführungen, die großen Eindruck gemacht haben, ging er auch auf die politische Seite der Frage ein. Er habe die internationale Lage einer Prüfung unterzogen und auf die politischen Schwierigkeiten hingewiesen, die sich vielleicht im Anschluß an die Saarabstimmung ergeben könnten. In diesem Zusammenhang habe er, wie „Saar“ berichtet, „mit ziffernmäßigen Unterlagen von dem ständigen Anwachsen der Effektivbestände des deutschen Heeres und seinen Offensivmitteln“ gesprochen (?) und zum Schluß betont, daß es notwendig sei, wachsam zu bleiben und die „Defensivrüstung“ (1) Frankreichs intakt zu halten.

Kriegsminister Pétain hat, wie weiter berichtet wird, bei dieser Gelegenheit einen Antrag der Regierung auf Gewährung von Nachtragskrediten für das Heer angekündigt. Ueber diese Erklärungen Pétains werden in der Morgenpresse noch neue Einzelheiten bekannt. Nach dem „Matin“ sollen sich die nachträglichen Kreditanforderungen auf 800 Millionen Franken belaufen.

Nach dem „Echo de Paris“ hat Marshall Pétain vor allem auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Heer mit allem erforderlichen Material zu versorgen. Er habe erklärt, gegenwärtig könne die Regierung angesichts der beträchtlichen Erhöhung der Rüstungen gewisser Länder die von

Was Südslawien von Italien erwartet.

(1) Paris, 30. Oktober.

Ein Mitarbeiter des „Echo de Paris“ hält sich in Belgrad auf, um sich über die außenpolitischen Strömungen in Südslawien zu unterrichten. Er wurde von Außenminister Jostić empfangen, der auf die Frage, wie er sich eine Zusammenarbeit mit Italien denke, erklärte: „Hier muß man vorsichtig vorgehen. Wieviel Vorbehalten ist zu berücksichtigen und zu viel begrenzter Argwohn zu beruhigen. Das Problem hat drei Seiten: Adria, Balkan und Mittel-Europa. Südslawien verlangt einfach, daß sein Bestand von Rom freimütig anerkannt wird, daß Italien seine territorialen Pläne und seinen Ehrgeiz, eine politische Kontrolle auf dem Balkan auszuüben, aufgibt, endlich, daß es darauf verzichtet, die erste Geige in der Orchester spielen zu wollen. Um diesen Punkt wird zu einer loyalen aufrichtigen Zusammenarbeit bereit.“

Der Berichterstatter erwähnt in diesem Zusammenhang, daß man in den politischen Kreisen von Belgrad der Wiener Regierung größtes Mißtrauen entgegenzubringen scheint. Bundeskanzler Schulzinnig gelte als einziger Mann für die Habsburger und Fürst Starhemberg als zu italienfeindlich.

Kritische Page der Londoner Flottenbesprechungen.

✓ London, 30. Oktober.

Der bei den Londoner Flottenbesprechungen von Japan vorgelegte Plan für eine neue Grundlage

Noch hätten die Revolutionäre etwa 5000 Gewehre im Besitz. Das Heer räume gegenwärtig mit den bewaffneten Banden auf, die sich noch im Milnegebiet umhertrieben. Erst letzten Samstag sei eine solche Schar von 27 Mann von den Truppen niedergemacht worden.

Die Dynamitmengen, mit denen die Revolutionäre die Vermählungen in Oviedo anrichteten, zählten, wie der Minister sagte, nach Hunderten von Tonnen. Auch aus den Schilderungen der Spezialberichterstatter der Madrider Blätter geht hervor, welche Rolle gerade das Dynamit in den Händen der Aufständischen gespielt hat. Es war die einzige Waffe, mit der die Arbeiter sich gegen die Truppen wehren konnten, und die sie mit unerhörter Kühnheit auch im Nahkampf handhabten. Erst als sie ihre Sache verloren sahen, gingen sie in Oviedo daran, auch Gebäude in die Luft zu sprengen. Andere Gebäude, wie zum Beispiel das städtische Theater dort, wurden allerdings im Kampf von den Truppen zerstört. Wie verheerend die Wirkungen des Dynamits, der Geschütze und der Fliegerbomben außer in Oviedo auch in zahlreichen anderen Orten des Minengebietes waren, beweisen schon die ersten Filmaufnahmen, die jetzt in Madrider Kinos gezeigt werden, mit erschütternder Deutlichkeit.

Die anfängliche Zahl der Toten bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die Verwundeten in der asturischen Hauptstadt werden auf rund 2000 geschätzt. Von den über 500, die sich im dortigen Hospital befanden, sind inzwischen allein mehr als 100 gestorben. Außerdem werden immer neue Leichen unter den Trümmern gefunden.

ebenso solche, die von den Revolutionären auf dem Friedhof und in den Gärten außerhalb der Stadt in Massengräbern verscharrt worden waren. Da viele der Leichen, um Epidemien zu verhüten, von den Aufständischen wie von den Sanitätstruppen verbrannt werden mußten, konnte bisher nur ein Teil dieser Toten identifiziert werden.

Wie aus Oviedo gemeldet wird, sind dort in den letzten Tagen 43 Kinder, die den revolutionären Kämpfen zum Opfer fielen, beerdigt worden.

Frankreich zu unternehmenden Anstrengungen nicht mehr auf eine Erhöhung der Effektivbestände beschränken. Frankreich sehe sich in die Notwendigkeit verkehrt, auch die beschleunigte Beschaffung von Vorräten und die Modernisierung des Materials ins Auge zu fassen.

Die Zeitung „Le Jour“ behauptet, daß die Erklärungen des Kriegsministers ungewollt in die Öffentlichkeit gelangt seien. Eigentlich sei der Bericht nur für die parlamentarischen Archive bestimmt gewesen. Ein Teil des Berichtes sei irrtümlich an die Presse gelangt, und kurz darauf auch im Rundfunk angekündigt worden. Sobald der Irrtum den Behörden bekannt geworden sei, habe sich das Innenministerium bemüht, die Verbreitung der Äußerungen des Marshalls Pétain abzukoppeln.

Das Blatt fügt hinzu, man brauche die Wahrheiten, die Marshall Pétain gesagt habe, und die ihm nur zur Ehre gereichen, nicht geheim zu halten.

Japans Mehrausgaben für Heer und Flotte.

DNB Tokio, 30. Oktober.

Der Haushaltsplan für Heer und Flotte ist jetzt veröffentlicht worden. Für das Heer sind an Ausgaben 460 Millionen Yen und für die Flotte 490 Millionen Yen vorgesehen. Die Mehrausgaben gegenüber dem bisherigen Haushalt betragen beim Heer 150 Millionen Yen und bei der Flotte 90 Millionen Yen. Die erhöhten Ausgaben werden, wie man angibt, besonders für die Sicherung der japanischen Streitkräfte in der Mandchurie und zum Ausbau der Luftverteidigung benötigt. Der Ministerpräsident hat den Steuererhebungen, die zum Ausgleich des Haushalts erforderlich werden, zugestimmt.

der Flottenbeschränkungen ist sowohl von Großbritannien als auch von den Vereinigten Staaten sehr kritisch aufgenommen worden. Wie zuverlässig verlautet, haben die amerikanischen Flottenabteilungen und auch die an den Besprechungen teilnehmenden britischen Minister den japanischen Vertretern mitgeteilt, daß der japanische Plan „äußerste Schwierigkeiten“ darstelle. Diplomatische Beobachter erklären, die Verhandlungen seien zwar nicht an einem toten Punkt angelangt, würden jedoch sehr heikel sein.

Macdonald, Simon und Eyres Monsell werden in den nächsten Tagen weitere Besprechungen mit den Japanern haben. Vielleicht treffen die amerikanischen und die japanischen Vertreter morgen wieder zusammen. Norman Davis leidet, wie erklärt wird, an „Ermüdung“ und möchte Kriege sehen darin einen Versuch, die Besprechungen solange wie möglich hinzuziehen.

Der Kampf gegen die Kirche in Mexiko.

Beamte dürfen keine Heiligenbilder haben.

✓ Mexiko-Stadt, 30. Oktober.

Das Regierungsblatt „Nacional“ meldet aus Cuernavaca: Der Staatskongreß hob das Kultusgesetz auf mit der Begründung, daß die Tätigkeit der Geistlichen unnötig sei; daher werde deren bisherige Unterhaltsmittel ungültig erklärt. In Los Tuxtlas im Staate Veracruz wurden sämtliche Kirchen geschlossen; die Geistlichen verließen die Stadt. Im Staate Oaxaca ordnete der Gouverneur an, daß sämtliche Beamten die Heiligenbilder aus ihren Wohnungen entfernen müßten, andernfalls würden sie es machen. Dem Staatsparlament von Durango wurde ein neues Kultusgesetz eingelegt, durch das die Zahl der Geistlichen von 25 auf 9 für den gesamten Staat herabgesetzt wird.

Keine Aufmärsche mehr auf Flughäfen

✓ Berlin, 31. Oktober.

Der Reichsminister der Luftfahrt, Göring, hat, wie das MDZ meldet, im Interesse der Ordnung der Luftfahrt angeordnet, daß vorläufige Flughäfen nicht mehr zu Aufmärschen größerer Menschenmassen zur Verfügung gestellt werden dürfen. Der Minister erklärt, daß die einwandfreie Beschaffenheit des Luftfeldes Voraussetzung für die Sicherheit des Luftverkehrs sei. Es habe sich gezeigt, daß durch die Aufmärsche auf Flughäfen sowie durch die erforderlichen Vorarbeiten, wie Abgrenzung des Aufmarschfeldes, Aufstellung von Zelten, Heranschaffung von Gerät usw., das Luftfeld erheblich in Mitleidenhaft gezogen wird. Ferner müsse der Flughafen zum Zwecke des Aufbaues der Aufmarschplätze für den Luftverkehr gesperrt werden. Durch alle diese Dinge trete eine unerwünschte Störung im Luftverkehr ein. Die Luftämter sind angewiesen worden, nach den Bestimmungen des Erlasses zu handeln.

Die Entscheidung des Bannführers der HJ bei der Hochschulreise.

✓ Hamburg, 30. Oktober.

Zwischen der Schulbehörde des oldenburgischen Landes teils Lübeck und dem Führer des Bannes 137, Friede, ist nach einer Zeitungsmitteilung folgendes gekommen getroffen worden:

Die Vergabe der Hochschulreise wird in Zukunft nach folgenden Gesichtspunkten erfolgen: 1. Ist der betreffende Schüler politisch als unbedenklich und als politisch brauchbar bekannt? 2. Sind seine charakteristischen und persönlichen Veranlagungen so, daß er später als ein nützliches und förderndes Mitglied des Staates eingestuft werden kann? Zu diesen beiden Fragen soll die Entscheidung bei dem Bannführer der HJ liegen, da die charakteristische und politische Erziehung die hauptsächliche Aufgabe der Hitler-Jugend ist. Hierdurch ist die Möglichkeit gegeben, HJ-Führern, die charakterlich, politisch und persönlich durch einwandfrei sind, zur Hochschulreise beim zum Abitur zu verhelfen, auch dann, wenn ihre Leistungen nur genügend sind. Diese Abmachung gilt auch sinngemäß für die Vergabe in die Oberstufe.

Drei „Junkers“ für Südafrika.

DNB Deftau, 30. Oktober.

Am Montag mittag starteten in Deftau drei Großflugzeuge der Type Ju 52 nach Johannesburg. Der Überführungsflug erfolgte über Alton, Kaitum, Kaitum, Salisbury. Die einzelnen Maschinen werden geführt von dem südafrikanischen Kapitän Frey sowie von den Flugkapitänen Neuenhofen und Wolke. Die Maschinen werden der Verkehrsverbindung der südafrikanischen Luftfahrt dienen, die schon seit längerer Zeit auf den Strecken Johannesburg—Durban—East London und Port Elizabeth sowie Kapstadt—Johannesburg erfolgreich eingesetzt hat.

22-jährige Angestellte veruntreut 37 000 Mark.

DNB Schwerin (Mecklenburg), 30. Oktober.

In einem hiesigen Zeitungsvertrieb sind umfangreiche Diebstähle aufgedeckt worden. Während der Wiltagszeit hatte im Laufe mehrerer Monate eine bei der Firma beschäftigte 22-jährige Büroangestellte den Geldschrank bauernd „Revisionen“ unterzogen. Auf diese Weise gelang es der Angestellten, nach und nach den Betrag von 37 000 Mark ihrem Arbeitgeber zu entwinden. Das Geld brachte sie zu ihrem Vater, der das Geld zum Ankauf eines Villengrundstückes sowie zum Bau eines Hauses mit entsprechender Wohnungseinrichtung verwandte. Als die Kriminalpolizei in der Wohnung der Angestellten erfuhr, fand man dort noch 15 000 Mark in Silbergeld. 22 000 Mark fehlten bereits in dem Hausgrundstück. Die Veruntreuungen der Angestellten waren bereits seit längerer Zeit von dem Geschäftsinhaber bemerkt worden. Es gelang jedoch erst jetzt, sie der Tat zu überführen.

Die Kathedrale von Reims wiederhergestellt.

✓ Paris, im Oktober.

Vor einigen Tagen ist das letzte Baugerüst an der Kathedrale von Reims, der alten Krönungskirche der Könige von Frankreich, gefallen. Siebenzehn Jahre lang hat man daran gearbeitet, alle die Schäden, die durch Feindtrefen bei der Beschießung der Stadt während des Weltkrieges verursacht worden sind, zu beheben. Schon einmal nach dem gewaltigen Brande von 1491 wurde diese Kathedrale von Wehrtruppen in ihren ursprünglichen Zustand geleitet. Diese Wiederherstellungsarbeiten dauerten damals etwa 400 Jahre.

Die hereingefallenen Schatzgräber.

✓ New York, 30. Oktober.

Wie aus Punta Arenas (Costa Rica) gemeldet wird, sind die wegen unbefugten Schatzgrabens auf dem Kofos-Inseln verhafteten Engländer wieder freigelassen worden. Die Verhafteten konnten nachweisen, daß sie der Veranstalter der Expedition nicht darüber aufgeklärt hat, daß die Kofos-Inseln der Staats- oder der Republik Costa Rica unterstehen. Das vorzeitige Ende der Expedition bedeutet für die Teilnehmer naturgemäß eine schwere finanzielle Schädigung. Mehrere Schatzgräber haben ihre gesamten Ersparnisse verloren, die sie zur Durchführung der Expedition zur Verfügung gestellt hatten.

Nenes in Kürze.

Am Todestag des Kriegerhauptmanns Oswald Boelcke fand am Grabe Boelckes in Deftau eine feierliche Feier statt. Am Sonntag mittag wurde von Staatsminister Freyberg eine Büste Boelckes feierlich eingeweiht.

Die seit 150 Jahren bestehende „Goslarische Zeitung“ wird mit Wirkung vom 1. November den Charakter einer offiziellen Tageszeitung des Reichslands erhalten. Sie hat eine eigene Schriftleitung im Stabsamt des Reichsbauernführers.

In der offiziellen Kreisstadt Meer wurde am Montag die offizielle Bauernhochschule, die von der Landeshauptstadt Hannover errichtet worden ist, eröffnet.

Am Feste Allerheiligen wird der neue Apostolische Delegat in Ägypten, der in Deutschland aus den dunklen Tagen des Nazireinbruchs und aus seiner Willkür im Saargebiet bekannte Prälat Teßa, in der Kathedrale seiner Geburtsstadt Bergamo die Bischofsweihe aus der Hand des Erzbischofs von Mailand, Kardinal Schuster, empfangen. Prälat Teßa ist bekanntlich vom hl. Vater mit dem Titel eines Erzbischofs von Amasea im Anlaß seiner Erhebung zur bischöflichen Würde ausgezeichnet worden.

Dr. Schacht über unsern Devisen- und Rohstoffbedarf.

Kein Grund zum Verzagtsein!

22. Weimar, 29. Oktober.

In einer Rede auf der Kundgebung der thüringischen Industrie ging der kommissarische Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht zunächst auf die Not Thüringens ein, die nicht aus eigenem Verschulden komme, sondern bei der fremde ausländische Einflüsse stark mitgewirkt hätten. Weiter kam er auf die Deflationspolitik der Weimarer Regierung zu sprechen, von der sich die nationalsozialistische Regierung Gott sei Dank abgewendet habe.

Wir wollen, sagte er weiter, einen gewissen Lebensstandard aufrechterhalten. Wir wissen, daß das Leben nicht nur aus Essen und Trinken besteht. Wir wollen die Kultur, die wir uns in mehr als 1000jähriger Arbeit errungen haben, uns nicht ohne weiteres durch politischen ausländischen Druck wieder wegnehmen lassen. (Starker, anhaltender Beifall.)

Wir haben eine Belebung des industriellen Marktes herbeigeführt, und wir haben zum ganz überwiegenden Teile unsere Arbeitslosen dadurch wieder in Lohn und Brot gebracht. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Belebung des Binnenmarktes zu einem stärkeren Verbrauch von Rohstoffen geführt hat, und

wenn man uns heute ermahnt, daß wir uns mit unserem Rohstoffbedarf aus dem Ausland doch lieber etwas einschränken sollten, so erwidern wir darauf: Nicht mehr, als wir unbedingt gezwungen sind! Denn wir wollen gerade unseren Geldmarkt aufrecht erhalten.

Aber wenn das Ausland die Rohstoffe uns heute nicht mehr geben kann, so wollen wir versuchen, uns anderweitig zu helfen.

Als der Nationalsozialismus ans Ruder kam, war die nächste Aufgabe die, dem Ausland klarzumachen, daß es kein Geld mehr von uns bekommen kann. (Beifall.) Das war gar nicht so einfach, denn wir dürfen nicht vergessen, die Raffinerie der ausländischen Politik lag darin, daß man die politischen Schulden in Privatschulden verwandelt hatte. Und ich bekenne hier wiederum, daß ich das größte Mitleid habe mit den ausländischen Besitzern deutscher Obligationen, die geglaubt haben, daß sie mit deutschen Anleihen eine gute Anlage erwerben würden, und die nun auf diese Forderungen Teil verzichten müssen. Das kann leider nicht hindern, daß ich ihnen im Augenblick aus dieser Situation keinen anderen Ausweg aufzeigen kann als den, daß ich ihnen sage: Man kann seine Schulden nur dann bezahlen, wenn man Geld verdient. Daß wir kein Geld mehr haben, das verdammt ihr der Politik Eurer Regierungen, und daß wir kein Geld mehr verdienen können, das verdammt ihr ebenfalls der Politik Eurer Regierungen. Kämpft in Eurem Lande dafür, daß dem Deutschen Reich die Märkte wieder geöffnet werden. Wir wollen bezahlen, aber dann dürfen Eure Regierungen uns daran nicht hindern. (Starker, langanhaltender Beifall.)

Reichsbankepräsident Dr. Schacht fuhr fort: Die Erkenntnis von diesen Zusammenhängen wächst erfreulicherweise, aber sie konnte natürlich nur langsam wachsen. Heute beginnt man schon wieder darüber nachzudenken, woran es denn liegt, daß man seine Rohstoffe nicht mehr los wird, und man fängt an zu begreifen, daß ein gewisser Zusammenhang besteht zwischen der Frage, ob man seine Rohstoffe an Deutschland verkaufen kann, und der Frage, ob Deutschland exportieren kann. Man fragt sich, ob es nicht zweckmäßig und absolut notwendig ist, daß man, wenn man seine Rohstoffe nach Deutschland verkaufen will, auch damit beginnt, deutsche Waren für sich zu beziehen.

Als wir gezwungen wurden, zu einer weiteren Verschärfung der Devisenpolitik überzugehen, wurde dagegen in der ganzen ausländischen Presse Sturm gelaufen.

Ich erkläre Ihnen, daß ohne diesen sogenannten neuen Plan, den ich mit Billigung des Führers eingeführt habe, nicht durchzukommen ist. Der neue Plan ist schonlich nicht deshalb, weil er uns an sich große Entbehrungen auferlegt. Daran sind wir ja gewöhnt. Er ist schonlich auch darum, weil er mit einer Umwälzung von Bürokratie und Organisation verbunden ist.

Das, was wir im besten Sinne gewerblichen, kaufmännischen Geist nennen, und was im deutschen Volke stets in hervorragender Weise vorhanden gewesen ist, das ist auch das einzige, was uns aus dieser Situation wieder herausbringen kann. (Lebhafter Zustimmung.) Der selbständige Unternehmer darf heute ebenso wenig verachtet werden wie die Qualitätsleistung des deutschen Arbeiters. (Stürmischer, langanhaltender

Beifall.) Wir brauchen den Arbeiter, aber wir brauchen auch den Unternehmer. (Stürmischer, langanhaltender Beifall.)

Wir werden ganz zweifellos den Riemengürtel enger schnallen müssen, aber zum Verzagtsein ist absolut kein Grund vorhanden.

Ich wünsche Ihnen hier keine Märchen vorzuerzählen, und ich wünsche Ihnen Beifall nicht für Dinge, die ich hinterher nicht vertreten kann. Wir sind mit Rohstoffen durchaus nicht ausreichend versorgt, aber Not ist in keiner Weise vorhanden, das kann ich Ihnen sagen. Und wenn wir vielleicht auch an Rohstoffen verhältnismäßig knapp sind,

an Fertigwaren in den Lägern sind wir so reichlich versorgt, daß insbesondere der Konsum der breiten Masse sich gar keine Sorgen zu machen braucht.

Ich bedaure die armen Hausfrauen, die immer herumlaufen und sagen: Ich muß mir noch drei Stücke Seife kaufen, denn die Seife wird jetzt knapp. Nein, meine Freunde,

wir haben genügend Seife, wir haben auch genug zum Anziehen, und wir haben genug zu essen und zu trinken.

Aber wir werden uns auch zweifellos einrichten müssen, daß wir die Devisen, die wir besitzen und die wir noch bekommen, in erster Linie sachgemäß für die Rohstoffe verwenden, die wir brauchen. (Zustimmung.)



Vor dem Rasieren
**NIVEA
CREME**
Das schont Ihre Haut

Der deutsche Erdnegergeist wird uns in der augenblicklichen Zwangslage sehr zuflatten kommen. Gerade in diesen Wochen und Monaten hat die Rohstoffindustrie in Deutschland ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Ich glaube, nicht zuviel zu sagen, wenn ich hier z. B. auspreche, daß

in den letzten Wochen die Herstellung des synthetischen Kautschuks völlig gelungen ist.

Was wir zurzeit auf dem Gebiete der Stapelfaser leisten, das ist immerhin ein sehr erfolgversprechender Anfang, sodaß wir uns auch hier noch eine größere Erleichterung versprechen. Diese Stapelfaser ist ein Ersatzstoff im eigentlichen Sinne und ist in keiner Weise etwa als minderwertig zu bezeichnen.

Auch auf dem Gebiete der Verarbeitung unserer verhältnismäßig armen deutschen Eisenerze haben wir sehr erhebliche Fortschritte gemacht, die uns auch auf diesem Gebiete eine gewisse nationale Unabhängigkeit für die Zukunft sichern könnten.

Alles das sind letzten Endes Dinge, die selbstverständlich sehr viel teurer sind, als wenn wir die ausländischen Rohprodukte aus der Natur entnommen hätten.

Ich will damit sagen, daß wir nicht den Wunsch haben, uns vom Ausland abhängig zu machen. Die Autarkie ist für manche ein Ideal, aber sie ist kein Ideal für den Augenblick. Wir wünschen mit den Völkern in einem regen Warenaustausch zu bleiben. Es würde beispielsweise dem Ausland gar nicht schaden, wenn es auch von unserem Gedankengut etwas übernehmen würde. Darum wollen wir auch heute dem Ausland immer wieder zurufen, wir wünschen mit euch Handel zu treiben, wir wünschen mit euch materielle und gute kulturelle Beziehungen aufrechtzuerhalten. Aber dazu müßt ihr 50 Prozent beitragen, wenn wir 50 Prozent beitragen. Ohne Gegenseitigkeit ist ein solcher Verkehr nicht möglich. Aber solange das Ausland das nicht will, ist mir um uns auch nicht bange.

Wir erzeugen alle Ersatzstoffe zweifellos teurer, aber so war es beispielsweise auch einmal mit dem Salpeter, den die Landwirtschaft benötigt. Heute konkurriert der deutsche Salpeter auf der ganzen Welt erfolgreich mit dem natürlichen Salpeter Chiles.

Ich könnte Ihnen noch unendlich viele solcher Beispiele anführen. Das Ausland soll also nicht glauben, daß die Arbeit, die wir heute leisten, so ohne weiteres wieder aus der Welt zu schaffen wäre. Das kann einmal dazu

führen, daß eine ganze Reihe von weiteren Naturprodukten aus der Verarbeitung ausscheidet infolge von Verwendung von Ersatzstoffen, ohne daß die Qualität der Fertigfabrikate etwa darunter leidet.

Es liegt also im gegenseitigen Interesse, daß diese Absperrung Deutschlands vom Weltmarkt nicht von Dauer wird.

Dr. Schacht sprach dann über die sogenannten Clearing-Abkommen. Diese Abkommen müßten nach dem geduldeten Papier, auf dem sie entworfen wurden, unter allen Umständen funktionieren. Aber die Wirtschaft richtete sich nicht nach diesem Papier, sondern sie ging ganz andere Wege. Infolgedessen

haben die Clearing-Abkommen keinen Ueberflüssig zugunsten Deutschlands ergeben, und schließlich war es so, daß sogar ein Ueberflüssig herauskam.

Jedes Clearing hat die Tendenz, den eigentlichen Warenaustausch auf ein Mindestmaß zu drücken. Wenn man sich hier in Deutschland um das bisherige Ausfuhr, das wir noch haben, so quälen muß, dann empfinde ich ein gewisses Mitleid mit dem Industriellen, der sich sagt: Ja, wenn ich nun im Inland meine Waren absetzen kann, warum soll ich mich mit der Ausfuhr noch quälen. Darin liegt aber eine große Gefahr für uns. Wir müssen dieser Gefahr begegnen. Wir müssen den Willen aufbringen, daß wir uns nicht von der Bequemlichkeit ergreifen lassen.

Wir stehen augenblicklich wieder vor der Ueberlegung — auch im Auslande — ob es Zweck hat, dieses Clearing weiterzuführen, wenn der Erfolg ausbleibt. Wir haben ja heute den grössten Zustand, daß der französische Handelsminister seiner Industrie sagt: Verkaufst nicht soviel nach Deutschland, und der Holländer hat es neulich schon nachgesprochen. Wenn etwas den Uninn dieses ganzen Systems beweist, dann sind es derartige Ausprüche.

Ich habe allen Kuponschneidern gesagt: Legt einmal die Kupons ruhig in die Schublade neben die Schere und laßt sie dort zwei, drei Jahre liegen. Inzwischen übt einmal euren Einfluß auf eure Regierungen dahin aus, daß das internationale Geschäft wieder in Gang kommt. Wenn wir wieder verdienen, dann wollen wir nach Ablauf von zwei bis drei Jahren diesen Verdienst gern dazu verwenden, um auch, so lange es geht, den Kupon zu bezahlen. Um diese Erkenntnis geht es jetzt.

Inzwischen dürfen wir nicht müde werden, für unsere Ausfuhr zu tun, was wir irgend können. Es geht hier nicht um den eigenen Nutzen der einzelnen Firma, sondern darum, eine gemeinnützige Politik zu machen.

Man hat mir im Auslande immer vorgeworfen, daß wir diese Exportförderung in Deutschland sozusagen mit dem Gelde des ausländischen Gläubigers in die Wege leiteten, indem ich nämlich dem ausländischen Gläubiger

seine Bonds etwas billiger abnehme, als er sie früher erworben hat. Die Kurse der deutschen Bonds im Auslande stehen ja gerade nicht übermäßig hoch. Aber es scheint mir für den ausländischen Besitzer immer noch besser zu sein, wenn er höchstens einen Teil dessen wiedererhält, was er in diese Bonds seinerzeit hineingelegt hat, als wenn er gar nichts bekommt. Und

wenn ich mir nun einmal rein geschäftlich überlege, was eigentlich das Auslande in anderen Ländern verloren hat, dann kann sich das, was es in Deutschland verloren hat, daneben noch gut sehen lassen. Da schneidet Deutschland noch ganz gut ab.

Wenn mir heute ein Ausländer sagt, das deutsche Volk ruiniere seinen Kredit, so antwortete ich ihm stets: Das ist der größte Irrtum. Der deutsche Kaufmann ist bekannt als der anständigste Kaufmann in der Welt. Und wenn diese ganze Misere, die sie uns eingebracht haben, vorüber sein wird, dann wird der Kredit des deutschen Kaufmannes wieder genauso hoch dastehen wie früher, weil nämlich der Kredit des deutschen Kaufmannes in seiner Anständigkeit liegt.

Dieses politische Unglück, das ausländische Mächte schuldlos über ihn gebracht haben, wird den Ruf des deutschen Kaufmannes ganz bestimmt nicht ruinieren. Aber unser Ruf wäre ruiniert, wenn wir weiter eingekauft hätten, ohne dafür zahlen zu können.

Die Belebung des Inlandsmarktes darf aber nicht zu ungebührlichen Gewinnen führen. Selbstverständlich kann kein Betrieb ohne Nutzen arbeiten. Aber Ausbeuterpreise dürfen nicht in die Erscheinung treten. Wir müssen unter allen Umständen alle Kräfte einengen, um zu verhindern, daß die Preise im Inlande steigen. Es ist zweifellos ein ganz großer Fortschritt, den die Politik unseres Führers erzielt hat, daß Millionen deutscher Arbeiter wieder in Arbeit gebracht sind. Aber wenn heute irgendwer sagen würde, daß das zu Löhnen geführt sei, die restlos befriedigten, so wollen wir ruhig gestehen, daß das nicht der Fall ist. Auch der Arbeiter bringt heute Opfer. Wir haben deshalb verfußt, die Höhe des Preisniveaus nicht hinaufzutreiben. Wir werden an Lohnerhöhungen ganz gewiß erst denken können, wenn das Arbeitsprogramm restlos gelöst ist.

Die Rohstofffrage und die Samterpshofe, die durch unser Volk geht, ist das Beste, was es gibt, denn diese Samterpshofe treibt natürlich zu höheren Preisen, und die Rohstofffrage ist völlig unbegründet. Ich glaube auch nicht einmal, daß die gewöhnliche Knappheit an Rohstoffen zu größeren Arbeitseinstellungen führen wird, denn der Aufbau der Ersatzstoffindustrie bringt ja wiederum ein ganz neues Arbeitsbeschaffungsprogramm. Es liegt also nicht der geringste Anlaß vor, irgendwie aus Angst zu Preiserhöhungen zu schreiten.

Der verhinderte Edison.

Der Mann, der vor Zeppelin den Zeppelin erfand.

○ Berlin, 30. Oktober.

Es ist, als hätte das Kriegsministerium über Hermann Ganswindt, den „deutschen Edison“ ein Schicksalsurteil gefällt, als es während des Krieges an den Rand einer der zahlreichen Eingaben Ganswindts schrieb: „Lebt dieser Unglücksrabe immer noch?“ Der Unglücksrabe, der vor 50 Jahren, also lange vor Zeppelin das lenkbare Luftschiff erfunden hatte, lebt jetzt nicht mehr, er ist 78 Jahre alt in Berlin gestorben.

Hermann Ganswindt, der Sohn eines ostpreussischen Maschinenbauers, hatte mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch unaufhörlich alle möglichen deutschen Stellen mit Erfindungen bombardiert. Eine Eingabe jagte die andere, und bald war Ganswindt bei sämtlichen Behörden als „verhinderter Edison“ und Querulant bekannt.

Seute steht es fest, daß Ganswindt nichts weniger als ein Querulant war und daß er mehr als irgendjemand anderer das bittere Schicksal des verkannten Erfinders auskosten mußte. Vielleicht war nur Ganswindts Sucht, alle möglichen hohen Persönlichkeiten bis hinauf zum kaiserlichen Hof mit Briefen und Eingaben zu überfluten, schuld daran, daß man es ablehnte, den Erfinder ernst zu nehmen. Man weiß ja, wie schwer selbst ein Graf Zeppelin es hatte, sich durchzusetzen.

Man zählte das Jahr 1883, als im Register des deutschen Reichspatentamtes die Erfindung eines lenkbaren Luftballons — Erfinder Hermann

Ganswindt — eingetragen wurde. Ganswindt hatte, so groß die technischen Mängel seiner Erfindung damals gewesen sein mögen, ganz richtig erkannt, daß nur ein sehr großes Luftschiff lenkbar und manövrierfähig gemacht werden könnte. Sein Luftschiff sollte daher die Länge von 150 Metern haben. „Verfluchter Sonderling“, meinten damals vor 50 Jahren diejenigen, die Ganswindt für seine Erfindung zu interessieren suchte.

Damals hat man gelacht, heute wird man nachdenken, wenn man die Liste der Ganswindtschen Erfindungen durchsieht: ein drehbarer Unterarm für Luftschiffe, ein Hubschraubenflugzeug, eine Weltraumrakete, ein Fahr- radfreilauf usw. usw. Viele dieser Erfindungen blieben nur auf dem Papier stehen, weil Ganswindt kein Geld zur Ausführung besaß, manche wurden auch ausgeführt, wie der Freilauf, der dem Erfinder, wohl das erste und einzige Mal in dessen Leben, größere Geldsummen einbrachte, das Hubluftschrauben-Flugzeug, das sich bei seiner Vorführung im Jahre 1901 sogar mit zwei Mann Besatzung ein Stückchen in die Luft erhob, Land- und Wasserfahrzeuge mit Treilmotoren u. a. Keine seiner Erfindungen aber brachte Ganswindt Glück. Sein Leben lang hatte er mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, und er starb, auch in seinem privaten Leben vom Unglück verfolgt, als bettelarmer Mann. Vielleicht wird noch eine seiner vielen Erfindungen nach seinem Tode ihren Weg machen, zu wünschen wäre es, denn Ganswindt hinterläßt eine Familie von 21 Köpfen.

Eine glückliche Wahl ist die „echte“

Halpaus-Rarität



Fachkenntnis und äußerste
Sorgfalt haben hier eine
Zigarette geschaffen, bei
der ein Versuch unbedingt
lohnt! Ein Zeichen für die
„echte Halpaus“ sind die
wertvollen Sammelbilder



General von Seydlitz

Die Großen der Weltgeschichte

Aus Westdeutschland.

Das Ende der Dr. Schäfer-GmbH.
Irrföhrliche Reklame — wertlose Ferndiagnostik.
:: Hamm, 30. Oktober.

Von 1929 bis 1933 vertrat es Wilhelm Salzbowski, Inhaber der Dr. Schäfer-GmbH., einer chemisch-pharmazeutischen Betriebsgesellschaft in Hamm mit über 20 Filialen und einem größeren Vertreterstab, die heilungsuchende Bevölkerung meist ländlicher Gegenden gründlich zu täuschen. Aus den Verbriefungen und Angaben der Vertreter war zu entnehmen, daß es sich um ein fachärztlich geleitetes Unternehmen handelte, in dem auf wissenschaftlicher Grundlage je nach den von den Kranken eingesandten Urin-, Sputum- oder Fäcesproben die Krankheit festgestellt und eine zur Heilung geeignete Teeur zusammengestellt werde. Tatsächlich wurde das Unternehmen nicht von einem Arzte geleitet; ein vorübergehend dort tätiger Arzt gab die Tätigkeit wegen der Einleitung eines Disziplinarverfahrens schließend wieder auf; im Laboratorium der Gesellschaft war ein Chemiker und zuletzt sogar nur eine Schwesternkraft; der Inhaber selbst war auch nicht fachkundig. Im Gegenteil zu der völlig wertlosen Diagnosestellung auf Grund der Untersuchungen der Exkremente, zu denen die Interessenten stets zuerst veranlaßt wurden, verlangte man dafür je 4, 6 und 8 Mark; die darauf „ausgearbeiteten“ Teeuren kosteten 12 bzw. 32 Mark. Diese Preise waren zwar den Vertretern, als sog. Richtpreise an die Hand gegeben, das hielt diese Leute aber nicht davon ab, die heilungsuchende Bevölkerung noch tüchtig zu überheuern und je nach deren Zahlungsbereitschaft für sich mehr herauszuholen. Als Teeuren wurden etwa 22 Teeforten verwendet, die für verschiedene Leiden zusammengestellt waren.

Das Landgericht Dortmund, vor dem sich Salzbowski zu verantworten hatte, bezeichnete sein Gebahren als Kuppelherei und glatten Betrug und verurteilte ihn zu einem Jahr Gefängnis. Auch die empfohlenen Teeuren seien keineswegs zur Heilung der Krankheiten geeignet gewesen. Dieses Urteil ist jetzt unter Verwerfung der Revision des Angeklagten vom 3. Strafsenat des Reichsgerichts bestätigt worden. Das betrügerische Verhalten des Angeklagten sei einwandfrei nachgewiesen.

„Seltzwecken in der Wurt“.

Mühlengener Erpressungsversuch.

:: Bottrop, 30. Oktober.

Wegen verführter Erpressung wurde ein Erwerbsloser aus Bottrop festgenommen, der wiederholt in einer Bottroper Weggerei erschienen war mit der Angabe, daß er in der dort gefaßten Wurt Seltzwecke gefunden habe. Sein vier Jahre alter Junge habe einen Seltzweck verschluckt und deshalb in ein Essener Krankenhaus operiert werden müssen. Als Vorbehalt habe er 100 Mark zahlen müssen, die er nun zurückverlangt. Der Mann zeigte Quittungen über 100 RM und 25 RM vor, die auch mit einem Krankenhausstempel versehen waren. Außerdem verlangte er für Transportkosten und ärztliche Behandlung in Bottrop 33 RM. Als der Erpresser erneut in der Weggerei vorstellte, wurde er von der Kriminalpolizei festgenommen. Die Untersuchung ergab, daß die Quittungen gefälscht waren.

Eisenbahner überfahren und getötet.

:: Wuppertal, 30. Oktober.

Die Pressstelle der Reichsbahndirektion Wuppertal teilt mit: Am Montag nachmittag um 4.10 Uhr wurde auf der Strecke Nierenhof-Langenberg der Bahnunterhaltungsarbeiter Winterberg aus Langenberg von dem planmäßig um 16.18 Uhr in Langenberg einlaufenden Personenzug erfasst und am Kopf so schwer verletzt, daß der Tod bald darauf eintrat. Winterberg befand sich auf dem Nachhausewege und hatte hierzu den Bahnkörper benutzt. Anscheinend hat er das Herannahen des Zuges überhört. Der Verunglückte war verheiratet und hinterläßt zwei Kinder. Die Leiche wurde in das städtische Krankenhaus Langenberg gebracht.

Die Verleumdungen bei der Herne Stadtverwaltung vor dem Reichsgericht.

Zu erneuter Verhandlung zurückverwiesen.

:: Herne, 30. Oktober.

Der 5. Strafsenat des Reichsgerichts hat am Montag, wie der Reichsgerichtsdienst des DNZ meldet, das Urteil der Großen Strafkammer beim Landgericht Bochum vom 4. Mai d. J., das wegen umfangreicher Verleumdungen in der Herne Stadtverwaltung ergangen war, im wesentlichen aufgehoben. Die Angelegenheit muß in Bochum erneut verhandelt werden. Das Urteil ist zwar in der Schuldhaftstellung durchaus einwandfrei. Bezeichnung liegt bei allen in Betracht kommenden Angeklagten, nämlich Schneider, Böhmig und Längert vor. Das Gericht hat nur den ermittelten Tatbestand richtig festgestellt. Auf die Angeklagten Biermann und Lütich erstreckt sich die Aufhebung nicht, sie sind bereits rechtskräftig verurteilt, denn ihre Revisionen sind im Beschlußverfahren ohne öffentliche Verhandlung als völlig unbegründet verworfen worden.

Zwei Großfeuer in Ostwestfalen.

Chepaar als Brandstifter.

:: Bielefeld, 30. Oktober.

In Ostwestfalen wurden heute zwei Bauernhöfe durch Feuer vernichtet. In Lohse, einer kleinen Gemeinde des Ravensberger Landes, wurde der alte Wethoff'sche Bauernhof völlig in Schutt und Asche gelegt. Selbst die aus der ganzen Umgebung herbeigerufenen Wehren konnten nichts ausrichten. Der Lack Wassermangel machte sich hemmend bemerkbar, mußte doch das Wasser durch eine Schlauchleitung von über einem Kilometer

zur Brandstelle geleitet werden. Das Vieh konnte rechtzeitig gerettet werden, dagegen verbrannte der größte Teil des Inventars.

In Heiligenkirchen an der westfälisch-lippischen Grenze, wurde der Kantenberg'sche Hof von einem Großfeuer betroffen. Auch hier mußten sich die Wehren darauf beschränken, ein Übergreifen der Flammen auf die Nachbargehöfte zu verhindern. Große Getreide- und Futtervorräte wurden vernichtet.

Während die Ursache des Brandes in Heiligenkirchen noch nicht geklärt ist, wurde in Lohse das Ehepaar Tiemann unter dem Verdacht der Brandstiftung verhaftet.

Wilhelm Santamer †.

Knd. Essen, 30. Okt.

Am Sonntagabend starb in Wolbeck bei Münster, wo er Erleichterung seines Leidens suchte, im 77. Lebensjahre der frühere Hauptkassierer der „Essener Volkszeitung“, Wilhelm Santamer.

Wilhelm Santamer wurde am 9. Februar 1858 in Rheingebirg an der Niederrhein geboren. Seine journalistische Tätigkeit begann er bei der „Weseler Volkszeitung“, bei der er 27 Jahre lang arbeitete. Im Jahre 1902 wurde er als Hauptkassierer für die „Essener Volkszeitung“ verpflichtet. In der Zeit der Ruhrbesetzung geriet er durch sein mannhaftes Eintreten für Deutschlands gerechte Sache bald in besondere Schwierigkeiten mit der französischen Besatzungsarmee. Manchem Zusammenstoß hatte er mit dem kommandierenden General gehabt. Nur sein weißes Haar hat ihn davor bewahrt, längere Zeit ins Gefängnis oder ins Zuchthaus geschickt zu werden. Aber nicht weniger als siebenmal wurde die „Essener Volkszeitung“ für ihre offene vaterländische Sprache von den Besatzungsmächten verboten. Endlich verlangten die Franzosen kategorisch die Entlassung Santamers. Seitdem lebte er im Ruhestand, ohne sich aber aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Bis ihn dann im Jahre 1928, in dem Jahre, in dem er 70 Jahre alt wurde, ein Schlaganfall traf, von dem er nicht mehr gelunden sollte. Sechs Jahre hat die schwere Krankheit gedauert, der er nunmehr erlegen ist.

Santamers Persönlichkeit ging ganz im Beruf und in der Eingabe an die Interessen der Allgemeinheit auf. Eine echte Kämpfernatur, ein Mann von harter Vitalität und ein Freund der Armen und Bedrückten war er allezeit. In hervorragendem Maße war er gekennzeichnet durch seine treue Unabgänglichkeit an die katholische Kirche. Der Dank für alles, was er für Vaterland und Kirche getan, folgt ihm in die Ewigkeit nach.

Die Tür mit dem versiegelten Schloß.

Das Geheimnis einer Schwarzbrennerei.

:: Bocholt, 30. Oktober.

Die Gerüchte um die Brennerei des Re. aus A. r. e. t. i. n. g. wollten nicht verstummen. Woher nimmt Re. das Geld, ein so prächtiges Haus zu bauen, fragten die Nachbarn. Woher nimmt Re. das Geld, seinen Brennwein immer unter Preis anzubieten, dachten die Brennereibesitzer. Eine Anzeige nach der anderen lief bei der Zollbehörde ein. Die Zollbehörde hat im Jahre 1929/30 den Re. im Verdacht des Schwarzbrennens gehabt, ohne allerdings bei einer eingehenden Untersuchung Beweise für die Richtigkeit ihrer Vermutung zu finden. Am Februar dieses Jahres wurde die Brennerei des Re. abermals gründlich überholt. Im Sammelgefäßraum, dessen Tür unter Kontrolle steht und vom Bezirkskommissar verschlossen wird, fand man die erste Spur. An einem Sammelgefäß war die amtliche Verschlüsselung verlegt. Wie war das möglich? Zutritt zu diesem Raum hatten nur die Zollbeamten bei der Abnahme des Brennweinbestandes. Gefragt, wie es komme, daß die Schür verlegt sei, erwiderte Re., das könne er nicht sagen. Wahrscheinlich sei sie von Ratten durchg nagt oder von der Feuchtigkeit zerfallen. Den unter suchenden Beamten genigte diese Auskunft nicht. Die Schür war durchgeschnitten worden, das verriet die glatten Kanten der ver legten Stelle. So mußte es also möglich sein, in den Raum zu gelangen, ohne das versiegelte Schloß der Tür zu öffnen. Die Beamten unter suchten die Tür aus genaueste. Da war des Rätels Lösung. Nach Entfernung der Zierleisten war es möglich, den Bolzen aus der Angel der einflügeligen Tür zu entfernen und so in den abgeschlossenen Raum zu gelangen, ohne das Schloß zu gebrauchen. Auf diesem Wege hatte Re. den Brennwein, den er nicht versteuern wollte, gewonnen. Um der Zollbehörde diese Steuerhinterziehung zu verbergen, bediente sich Re. eines für Laien nicht so leicht verständlichen Tricks, indem er nämlich der Zollbehörde gegenüber angab, der Prozentfuß seiner Ausbeute sei nicht größer als 28–30 Prozent, während eine unvermutete nächtliche Kontrolle einen Prozentfuß von mehr als 30 ergab. Diesen höheren Prozentfuß gewann er dadurch, daß er mehr Material einmaltete als nötig, als im Betriebsbuch angegeben wurde.

Zusammen mit dem bei ihm beschlagnahmten Brenner Re. hatte sich Re. nun vor der Großen Strafkammer zu verantworten. Er bestritt, sich der Schwarzbrennerei schuldig gemacht zu haben, mit Ausnahme eines einen Malen, wo die Kontrolle ihn dabei erwischt hatte. Das Gutachten der Sachverständigen lautete allerdings auf das gerade Gegenteil, und nach Lage der Dinge ist anzunehmen, daß in dem Betriebe, der augenblicklich der Frau des Re. gehört, schon seit dem Jahre 1905 Schwarzbrennerei betrieben worden ist. Das Geheimnis der Tür des Sammelgefäßraumes verriet sich von einem Arbeiter auf den anderen über. Der Angeklagte Re. ist geschädigt, seit 1923 um die Erlöse dieser Eintrittsmöglichkeiten gezwungen zu haben. Gebraucht habe er sie nicht. — Der zweite Angeklagte leugnet ebenfalls, an der Schwarzbrennerei beteiligt zu sein. Er sei gar nicht sachmännlich ausgebildet. Dieser Einwand wird durch seine schreibende Tätigkeit in der Brennerei widerlegt. Außerdem ist es sehr verdächtig, daß ein Mann bei einem Gehalt von 120 Mark im Monat sich innerhalb zehn Jahren 9000 RM. sparen kann. Zugaben tut der Angeklagte nur, daß er mehr Material vermaßt hat, als im Betriebsbuch eingetragen wurde und daß der Brennwein ebenfalls nicht eingetragen wurde. — Das Gericht hielt die Angeklagten in vollem Umfange für überführt und verurteilte Re. zu einer Geldstrafe von 50000 RM., ersatzweise 5 Monate Gefängnis, ferner zu einer zehnjährigen Gefängnisstrafe von 4 Monaten. Bei. erhielt eine Geldstrafe von 30000 RM., ersatzweise 3 Monate Gefängnis, und eine Zusatzstrafe von 2 Monaten Gefängnis. Beiden wird gemeinschaftlich ein Wertverlustrückstellung eine Gefängnisstrafe von 2 Wochen tritt.

!! Servest-Dorsten, 30. Okt. Gleichbleibende Bürger-Feuer. In den sieben Gemeinden des Amtes Servest-Dorsten wurde die Bürgerfeuer gleichbleibend wie im Vorjahr auf 500 Prozent festgesetzt.

!! Servest-Dorsten, 30. Okt. Merkwürdige Diebe. Bei einem Fahrabstehler in der Salterner Straße wurde ein schwerer Diebstahl verübt, wobei den bisher unbekannten Dieben zahlreiche Werkzeuge und Erläuterung

Frobenius Direktor des Frankfurter Völkermuseums.

DNZ Frankfurt-Main, 29. Oktober.

Geheimrat Professor Dr. Leo Frobenius ist jetzt zum Direktor des Frankfurter Museums für Völkertunde ernannt worden. Bisher war Professor Frobenius Leiter des dem Völkertundemuseum angeschlossenen Kulturmorphologischen Instituts, in dem die Ergebnisse seiner Afrikaforschungen wissenschaftlich verarbeitet werden.

Der Kunde als Lebensretter.

:: Saarburg, 29. Okt.

Großes Glück im Unglück hatten dieser Tage ein Kaufmann und seine Ehefrau. Der Kaufmann sah in seinem Wohnzimmer am Schreibtisch und arbeitete. Neben ihm saß seine Ehefrau. Es kam ein Kunde in den Laden; der Kaufmann begab sich in den Ladenraum, um ihn zu bedienen. Er beanpruchte aber dabei die Hilfe seiner Ehefrau, die er herüberrief. Als die Frau das Wohnzimmer verlassen hatte, stürzte plötzlich die schwere und massive Zimmerdecke ein, und verschüttete das Wohnzimmer. Der Schreibtisch, an dem der Kaufmann gesessen hatte, wurde erheblich durch die niedergefallenen Steinmassen beschädigt. Der Stuhl, auf dem die Ehefrau saß, war vollständig zertrümmert. Auch der schwere Kornleuchter, der mit abstürzte, fiel dorthin, wo die Frau kurz vorher saß. Bei der abgestürzten Decke handelte es sich nicht etwa um eine leichte Zimmerdecke, sondern es war eine massive Decke, wie man solche früher in den Häusern einzubauen pflegte. Zweifellos wären beide Eheleute von den Gesteinsmassen erschlagen worden, wenn nicht der Kunde in den Laden gekommen wäre.

Rubrik „Winterhilfswerk-Verweigerer“.

x Oldenburg, 30. Okt.

Da im Ammerlande (Oldenburg) festgestellt wurde, daß ein kleiner Prozentsatz Verweigerer sich bei den Sammlungen für das Winterhilfswerk gedrückt oder nicht nach seinem Vermögensstande gespendet habe, wurde im Auftrage des Kreisleiters ein Ausschuss gebildet, der die Sammelstellen kontrolliert. Der Ausschuss fordert kämmerer schriftlich auf, ihre Zeichnung für das WHW zu „berichtigen“, andernfalls „ernste Maßnahmen in Erwägung zu ziehen“ seien. Der Landesbauernführer will ferner in der „Bauernzeitung“ eine Rubrik „Winterhilfswerk-Verweigerer“ einführen, unter der gegebenenfalls die Namen säumiger Spender veröffentlicht werden sollen.

Jeder Deutsche trägt am Sammelzuge die WFFW-Blume!



Die schönfarbige Aster aus Kunstseide

Das Sammelabzeichen des Monats November

Gedenkfeiern am 9. November.

DNZ Berlin, 30. Oktober.

Der „Völkische Beobachter“ meldet: Auch in diesem Jahre wird der 9. November von allen Ortsgruppen der NSDAP feierlich begangen. In den Morgenstunden des 9. November wird in allen Orten Deutschlands an den Gräbern unserer für die nationalsozialistische Bewegung gefallenen Kameraden eine Wache aufgestellt. Diese Wache wird im Laufe des Tages mehrfach abgelöst und zieht frühestens 7 Uhr abends ein. Ebenso wird auch an den Ehrenmalen der Toten des Weltkrieges eine Wache aufgestellt. Sowohl an den Gräbern unserer Toten als auch an den Ehrenmalen der Gefallenen des Weltkrieges werden Kränze niedergelegt. Bei der Kranzniederlegung spricht jedesmal der zukünftige Parteiträger am Ort oder dessen Beauftragter. In den Abendstunden findet in allen Orten Deutschlands eine feierliche Gedenkfeier statt, die nicht länger als 1½ Stunden dauern soll.

Mussolini ehrt die gefallenen Kämpfer der faschistischen Revolution

▲ Florenz, 28. Oktober.

Anlässlich der 12. Wiederkehr des Jahrestages der faschistischen Revolution auf Rom fand in Florenz eine einzigartige Ehrung von 37 florentiner Faschisten statt, die in den Jahren der faschistischen Revolution für die Bewegung gefallen sind. In Anwesenheit Mussolinis und ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung wurden die Särge der 37 alten Kämpfer in die Krypta der Basilika des Heiligen Kreuzes überführt, wo die großen Italiener Machiavelli, Galilei und Michelangelo ruhen. Vor dem Vorbeimarsch des feierlichen Trauerzuges richtete Mussolini eine ebenso wie die gesamten Festlichkeiten auf alle italienischen Sender übertragene Ansprache an alle Schwarzahenden Italiens, in der er an die ruhmreichen Zeiten der faschistischen Revolution erinnerte. Anschließend verlas der Parteiführer die Namen der 37 Gefallenen, worauf die Menge nach faschistischem Brauch jedesmal mit „Hier“ antwortete und den römischen Gruß erwies. Sodann bewegte sich der riesige Trauerzug vor Mussolini und dem Parteiführer vorbei durch die trauerbesagten Straßen nach der Basilika, wo die Särge in der Krypta beigesetzt wurden. Anschließend kehrte Mussolini in einem von ihm selbst gesteuerten Flugzeug nach Rom zurück.

Am Sonntagabend wurden die 584 Leichen der in den Heideberger Lazaretten verstorbenen Soldaten des Weltkrieges, die aus allen Teilen Deutschlands stammen, vom Heideheimer Zentralfriedhof auf den neuen Heideheimer Zentralfriedhof auf dem „Amelienbühl“ überführt. Die Weihe des neuen Zentralfriedhofs vollzog Reichsstatthalter Wagner bei einer eindringlichen Feier, zu der auch die Angehörigen der toten Soldaten eingeladen worden waren.

Fünf neue Weltrekorde von Caracciola, Henne und Mörik

Budapest, 30. Oktober.

Die Rekordversuche von Mercedes-Benz auf der Betonstraße von Gyon bei Budapest brachten am Dienstag nicht weniger als fünf neue Weltrekorde in deutschen Besitz. Zuerst fuhr Rudolf Caracciola mit dem offenen Mercedes-Rennwagen einen neuen Weltrekord für die fliegende Meile mit 30,71 Sek. Für die Hin- und Rückfahrt wurde ein Stundenmittel von 188,65 km erzielt und der erst vor zehn Tagen von Hans Stuck auf der Aous aufgestellten Bestleistung von 187,86 Stkm. das Lebenslicht ausgeblasen.

Zwischendurch ging Ernst Henne mit der 500er BMW-Solomachine auf die Strecke und verbesserte nach ver-

schiedenen Versuchen am Vormittag den bisher von dem Belgier Wilhous gehaltenen Weltrekord über den fliegenden Kilometer. Er erreichte für die Hin- und Rückfahrt einen Durchschnitt von 15,82 Sek., was einem Stundenmittel von 227,016 km entspricht.

Europameister Ernst Mörik-München versuchte dann noch, seinen erst am Sonntag aufgestellten Rekord mit dem von ihm konstruierten Cclair (500 ccm) über den fliegenden Kilometer zu verbessern, und auch dieser Versuch war von Erfolg gekrönt. Mit 31,67 Sek. erreichte er einen Durchschnitt von 113,672 km und übertraf damit die alte Marke von 108,043 Stkm. erheblich. — Mit dem 350-ccm-Cclair schuf er mit 42,71 Sek. — 84,289 Stkm. für diese Klasse ebenfalls eine neue Bestleistung.



Reichswehrführer Horthy beglückwünscht die deutschen Weltrekordfahrer

Erstes Bild von den neuen deutschen Weltrekorden, die Caracciola mit seinem Mercedes-Benz-Rennwagen und Henne auf dem BMW-Motorrad auf der ungarischen Rennstrecke Gyon aufstellten. Nach den großen Siegen beglückwünscht der ungarische Reichswehrführer Horthy (rechts) die deutschen Weltrekordfahrer Caracciola (links) und Henne (Mitte).



WIE EIN MEISTER

das Weltempfangs erobert der TELEFUNKEN-Meister im Handumdrehen die Welt. Er hat den 4-fachen Superschutz und die trennbaren H-Eisenpulven. Das macht ihn so trennsicher, spielsicher, zukunftsicher.

Er kostet einschl. Röhren RM 284,- bzw. RM 289,-.

TELEFUNKEN
DIE DEUTSCHE WELTMARKE

Zuchtviehversteigerung mit Prämierung in der Halle Münsterland.

× Münster, 30. Oktober.

Unter riesiger Beteiligung fand heute die Prämierung und Zuchtviehversteigerung von Bullen, Rindern und Kühen statt, zu der von 136 Züchtern 236 Tiere angemeldet waren, davon 37 jüngere und 38 ältere Bullen, sowie 161 Rinder und Kühe. Stark interessierte Käufer, sogar aus Pommern, Westfalen, Brandenburg und Soltau, hatten sich eingefunden und erwarben einen großen Teil der aufgetriebenen Tiere für ihre heimischen Zuchtgenossenschaften, ein Zeichen für die Qualität der westfälischen Rinderrasse, deren Erfolge auf der letzten Ausstellung des Reichsnährbundes von sich reden machten.

Die Veranftaltung begann mit der Prämierung, woran sich die Versteigerung anschloß. In der Klasse I der jüngeren Bullen erhielt den 1. und Siegerpreis der Halle „Waldo“, bei Rudolf Bräse, Senden. Außerdem bekam der Bulle die Plakette des Verbandes der Deutschen Rinderrasse. Nachfolgend

die Ergebnisse der Prämierung:

Jüngere Bullen: 1a-Preis und Siegerpreis „Waldo“, bei Rudolf Bräse in Senden; 1b „Wallenstein“, bei Theodor Budde-Lohmann, Buxtrup bei Rottum; 1c „Ornado“, bei Alois Schulze-Lohoff, Laer (Kr. Steinfurt); 2a „Ornatus“, bei Schulze-Lohoff, Laer; 2b „Ingwer“, bei Graflich von Wedelsche Gutverwaltung, Haus Sandfort bei Olfen; 3 „Sungado“, bei Janas Drerup-Lipping, Saxfeld; 4 „Major“, bei Bernhard Hartmann, Westbarnen; 5 „Waldfürst“, bei Heinrich Buxtrup, Buxtrup bei Rottum.

Ältere Bullen: 1a-Preis „Uthöf“, bei Alex Schulze-Sumtlen, Börsenfeld; 1b „Oswaldus“, bei Bernhard Berghaus-Semina, Almstedt bei Stadthagen; 1c „Domingo II“, bei Alois Schulze-Lohoff, Laer; 2a „Import“, bei Gustav Diershoff, Weilerbed bei Lienen; 2b „Waldfürst“, bei Wm. Hubert Schulze-Mennig, Appelhülsen; 3 „Jaslo“, bei Gerhard Wöhlmann, Mettingen.

Rinder und Kühe: 1a-Preis und Siegerpreis: „Sonnen“, bei Franz Budde-Schürmann, Haus Schellern bei Rottum; 1b „Blende“, bei Bernhard Nordhues-Deele, Westkirchen; 1c „Elma“, bei Paul Helling, Hopfen; 2a „Burgmadel“, bei Franz Gerling, Saerbeck; 1c „Erna“, bei Toniuss Tiemann, Borsdorf; 2a „Hera“, bei Wm. Bünker-König, Rorup; 2b „Hse“, bei Theodor Tiemann, Borsdorf; 2c „Ello“, bei Bernhard Reiermann-Wierling, Otmarsbacht; 2d „Eris“, bei Theodor Brelow, Fredenbork; 2e „Selma“, bei Wilhelm Böhle, Müttele bei Jöbenbüren; 3a „Salma“, bei Bernhard Stöckel, Leberems bei Greffen; 3b „Selma“, bei Karl Lebbe, Catenhorn bei Rheine; 3c „Jerngard“, bei Bernhard Schulze-Bröckling, Borsdorf; 3d „Mire“, bei Theodor Upmeyer, Südfeldmark bei Jöbenbüren; 4a „Lampe“, bei Josef Hohenstrich, Wolbed; 4b „Betty“, bei Hermann Grone, Rede; 4c „Silberlinde“, bei Georg Weitenhoff, Sennlich bei Weilerbacht; 4d „Giesela“, bei Georg Engbring, Sellen bei Burscheinfurt; 4e „Reis“, bei Albert Schürmann, Mödder bei Hiddingell; 4f „Berencie“, bei Th. Upmeyer, Südfeldmark bei Jöbenbüren; 4g „Ello“, bei Bernhard Nordhues-Deele, Westkirchen. — Anerkennungen: „Betty“, bei W. Niederle-Hollenberg, Hambühren bei Velpe; „Giesela“, bei Theodor Brelow, Fredenbork; „Molga“, bei Heinrich Buxtrup in Buxtrup bei Rottum; „Kosette“, bei Wm. Bering in Wehser; „Rena“, bei Wm. Gerhard Bartels, Söbenholte; „Borde“, bei Rudolph Dahlkamp, Haisel bei Bort.

Günstiger Verlauf der Versteigerung.

Bei einem Besuche von einer Stärke, wie sie die Versteigerung von rotbuntem Zuchtvieh seit langem nicht

erlebt hat — die große Münsterlandhalle war ganz gefüllt — veranfaltete das Westfälische Rinderkammuch im Anschluß an die Prämierung ihre große Versteigerung. Hier traten vor allem die Käufer aus Soltau, Brandenburg, Kormern und Westfalen auf. Besondere Erwähnung verdient, daß der Siegerbulle „Waldo“ von der Zuchtgenossenschaft Sollich bei Burscheinfurt angekauft wurde, einer Genossenschaft, die sich nur aus Kleinbetrieben zusammensetzt und die dazu noch unter mäßigen Bodenverhältnissen zu arbeiten hat und die hier den Willen der Züchter bezeugt, sich die bestmögliche Grundlage einer wirtschaftlichen Zucht zu sichern, daß eine ganze Anzahl Spitzenbullen vorhanden war, beweist am besten die Tatsache, daß nicht weniger als 18 Bullen Preise von 1000 bis 3700 Mark erbrachten, 10 jüngere und 8 ältere. Den höchsten Preis bei den jüngeren erzielte mit 3700 Mark der Bulle „Wallenstein“, bei Th. Budde-Lohmann, Buxtrup bei Rottum; es folgten mit 3600 Mark „Waldo“, bei Rud. Bräse, Senden, und „Waldfürst“, bei H. Buxtrup, Buxtrup bei Rottum, mit 2400 Mark, „Import“, bei Gustav Diershoff, Weilerbed, 1100 Mark, „Sonasprok“, bei W. Bünker, Buxtrup, 1000 Mark.

Besonders rege Nachfrage bestand für Waldfürst, von denen mehrere mit Preisen ausgezeichnet waren, so für den Siegerbulle und den 1b-Preis-Bullen der jüngeren Klasse. Von den 37 aufgetriebenen Bullen wurden 36 verkauft, einer konnte wegen Krankheit nicht

zum Verkauf kommen. Der Durchschnittspreis stellte sich hier auf 873 Mark. Der höchste Preis von 3700 Mark wurde gezahlt für den Waldfürst, „Wallenstein“, bei Schulze Theodor Budde-Lohmann Buxtrup bei Rottum, der niedrigste Preis war 240 Mark. Von den 36 älteren Bullen wechselten alle den Besitzer zu einem Durchschnittspreis von 728 Mark. Den höchsten Preis von 2200 Mark in dieser Klasse brachte der Waldfürst, „Oswaldus“, bei Schulze Henning. Es folgten: Preis von 2200 Mark in dieser Klasse brachte der Waldfürst, „Ornatus“, bei Schulze-Lohoff, Laer, 1800 Mark, „Ornado“, bei Schulze-Lohoff, Laer, 1750 Mark, „Sungado“, bei Schulze-Lohoff, Laer, 1500 Mark, „Major“, bei H. Hartmann, Westkirchen, 1150 Mark, „Waldfürst“, bei H. Buxtrup, Buxtrup bei Rottum, 1050 Mark, „Ingwer“, bei Graflich v. Wedelsche Gutverwaltung, Olfen, 1000 Mark. Bei den älteren Bullen gab es folgende Preise: „Oswaldus“, bei Schulze Henning, Almstedt bei Stadthagen, 2200 Mark, „Waldfürst“, bei Schulze Henning, Almstedt bei Stadthagen, 2200 Mark, „Uthöf“, bei Schulze Sumtlen, Börsenfeld, 1650 Mark, „Domingo II“, bei Schulze-Lohoff, Laer, 1400 Mark, „Import“, bei Gustav Diershoff, Weilerbed, 1250 Mark. Der niedrigste Preis war hier 340 Mark, der Gesamtdurchschnittspreis 800 Mark, für die 6 prämiierten Bullen 1502 Mark.

Auch für die Rinder und Kühe bestand eine große Nachfrage, so daß der Bedarf nicht einmal gedeckt werden konnte. Von 145 aufgetriebenen Tieren wurden 144 verkauft. Die 27 prämiierten Tiere erzielten einen Durchschnittspreis von 548 Mark. Der Durchschnittspreis für die ganze Klasse war 423 Mark. Der Höchstpreis mit 810 Mark wurde erzielt von „Sonnen“, bei Franz Budde-Schürmann, Haus Schellern bei Rottum, der niedrigste Preis war hier 240 Mark.

Güterkraftwagenlinien als Schienenersatzverkehr.

Eröffnung der ersten Reichsbahngüterkraftwagenlinie im Reichsbahndirektionsbezirk Münster.

Rheine, 30. Oktober.

Am heutigen Tage wurde die erste Reichsbahngüterkraftwagenlinie im Regierungsbezirk Münster auf den Strecken Rheine-Hopfen-Lingen und Hopfen-Fürstenaue, durch die 22 Orte abseits des Schienenverkehrs dem Verkehr erschlossen werden, eröffnet. Für dieses bedeutungsvolle Ereignis fand die Reichsbahndirektion Münster einen feierlichen Rahmen im Metropoltheater in Rheine, in dem der Reichsbahnpräsident Ute Münster zahlreiche Vertreter der Behörden, der politischen Organisationen, der SA, des Arbeitsdienstes, der privaten Firmen und andere begrüßte. Der Reichsbahnpräsident verbreitete sich kurz über den Zweck solcher Güterkraftwagenlinien der Reichsbahn und bezeichnete es als eine besondere wichtige Aufgabe der Reichsbahn, im Sinne der nationalsozialistischen Aufbaupolitik und im Geiste der Volksgemeinschaft zum wirtschaftlichen Aufschwung auch der kleinsten und entlegenen Dörfer beizutragen. In diesem Sinne sollte auch die oben bezeichnete neue und erste Kraftwagenlinie ein Glied in der neuen Gestaltung der deutschen Verkehrsinfrastruktur werden.

Reichsbahnrat Gamm sprach über das Thema „Eisenbahn und Kraftwagen“, wobei er ausführte, daß die Reichsbahn mit ihren neuen Maßnahmen in großzügiger Weise dem Willen des Führers auf Neugestaltung der Verkehrsaufgaben gefolgt sei. Wenn sich in der Nahzone schon der private Kraftwagenverkehr wie bisher frei

entfalten konnte, werde die Reichsbahn durch Güterkraftwagenlinien einen Schienenersatzverkehr durch Zubringerlinien ähnlich dem Ueberlandomnibusverkehr der Reichspost aufnehmen, um die abseits der Schienen liegenden Orte dem Verkehr anzuschließen.

In einem dritten Referat stellte Reichsbahnrat Meyer-Berlin das Neuzielfeld aus dem Bereich der Reichsbahn in den Mittelpunkt seiner Darlegungen und betonte,

daß das kommende Jahr eine Beschleunigung des Reiseverkehrs um 30 bis 40% bringen werde.

Der neueste technische Fortschritt im Güterverkehr sei das sogenannte „fahrbare Anschlaggleis“, ein Straßenfahrzeug, das die Beförderung ganzer Güterwagen auf der Straße gestatte. Ein entsprechender Film illustrierte in anschaulicher Weise das gesprochene Wort. Anschließend fand dann auf dem Bahnhofsplatz eine Vorführung des Straßenfahrzeuges statt, bei der noch weitere technische Erläuterungen gegeben wurden.

Den Teilnehmern war dann Gelegenheit gegeben, die Reichsbahngüterkraftwagen bei ihrer ersten Fahrt zu begleiten. Die neue Einrichtung wurde in allen Orten freudig begrüßt und gab den Vertretern verschiedener Gemeinden Anlaß, das Ereignis als einen wesentlichen Verkehrserfolg und volkswirtschaftlichen Fortschritt zu kennzeichnen. Wir dürfen überzeugt sein, daß diese Linie ihre hohe Aufgabe, abgelegene Gebiete durch schnelle und regelmäßige Beförderungsmöglichkeiten von und nach allen Orten den Warenaustausch zu erleichtern, zum Wohle der Allgemeinheit erfüllen wird.

Teddy scheint von diesem Plan nicht sehr begeistert zu sein, und fragt Rita, ob sie nicht lieber mit ihm allein in der Bar des Hotels noch einen Abschieds-„Ohio“ oder „Manhattan“ nehmen wolle.

„Natürlich, Teddy, das ist eine viel vernünftigerer Idee!“

Es gefiel ihnen, die anderen zu überlisten und in der nur schwach beleuchteten Bar eine nette Nische zu finden. Während Teddy mit dem Mixer verhandelt, hat Rita nun plötzlich einen Augenblick der Befinnung.

„Ja, sie ist sehr glücklich heute, und sie hat seit vielen Stunden nicht mehr an Bräunander gedacht! Wie ist das möglich, was ist aus ihr geworden, wo treibt sie hin? Was soll das überhaupt alles bedeuten, dieses ganze Leben hier, was wird weiter kommen? Sie hat wohl ein wenig zu viel Sekt getrunken heute, es ist alles so unwirklich, irgendwo ist Mist, eine Geige klingt, oder ist es ein Saxophon? Und dann wieder Klavierbegleitung, aber man sieht niemand. Ist es richtig, daß sie sich noch mit Teddy hier in die Bar geht? Etwas milde ist sie nun doch schon, und nun noch ein „Manhattan“ trinken? Warum nicht? Schmeckt bestimmt sehr gut!“

Teddy steht immer noch an der Bar, mit dem Rücken zu ihr. Eine feine Figur hat er doch! Das Leben ist eigentlich furchtbar gemein! Sollte sie nicht doch lieber Wodka trinken? Wodka, etwas wodka muß sie sich. Sie blickt in den Taschenspiegel. Ja natürlich, wie sieht sie denn aus?

„Guten Tag, Rita-Kerlchen, ein feines Leben hast du doch, alle Tage triffst du Sekt, triffst du Sekt, du bist doch direkt berüchtigt!“ Ja, morgen werden sie alle Leute in Meran kennen. Das gemischte Doppel hat sie doch gewonnen, und das Damen-Einzel! „Siegerin Frühle von Quanten-Deutschland!“ so wird es in den Zeitungen stehen. Klingt nicht. Sie hat den Farben ihres Bandes zum Siege verholfen! „So heißt es dann immer. Sie ist eine Deutsche, und sie hat geiegt. Das ist gar nicht so einfach, das kann man nicht! So schnell nachmachen! Man kann ganz ruhig noch einen „Ohio“ trinken, es ist gar nicht so schlimm mit dem Schwips.“

Da kommt Teddy endlich zurück und bringt selbst die Drinks mit. Sehr vernünftig. Er setzt die hochstieligen Schalen vorsichtig auf die Glasplatte des Tisches nieder, und nimmt auf dem feinen Sofa neben Rita Platz. „Es war sehr freundlich, Miß Rita, daß Sie noch ein wenig mit mir hierher gegangen sind, und es war auch sehr nötig, weil ich etwas mit Ihnen zu besprechen habe!“

„Ist es etwas Wichtiges, Teddy? Ich weiß nämlich nicht... ich bin, glaube ich, nicht in der Verfassung für wichtige Sachen. Wissen Sie, ich glaube, ich bin etwas müde, das heißt, ich bin gar nicht müde, aber... mit einem Wort, ich habe etwas zu viel Sekt getrunken, Teddy!“

Gaußhakemeister Eidel als Landrat nach Bären berufen.

„pwn“ Der Gaußhakemeister von Westfalen-Nord, Diplom-Volkswirt Ferdinand Eidel, ist als Landrat nach Bären berufen und wird seine neue Stelle bereits am 1. November antreten.

Mit der Berufung des H. Eidel als Landrat nach Bären scheidet aus der Gauleitung eine Persönlichkeit, die zu den stärksten Säulen der Bewegung im Gau Westfalen-Nord gehört. Gaußhakemeister Eidel der bereits im Jahre 1923 zur Bewegung kam und seit dieser Zeit ununterbrochen in der Partei tätig war, hat die Entwicklung des Gau Westfalen-Nord von Anfang an mit erlebt und ihr in vielem, vor allem in ökonomischen Dingen eine richtungweisende Note gegeben. Nicht allein in Fragen der Geldverwaltung und des Kassenwesens war er die Seele des Gau, sondern sein umfassendes Verständnis für die Aufgabenstellung der vielen anderen Abteilungen und Gliederungen der Bewegung, von denen er manche früher persönlich betreute, nötigte ihm Pflichten auf, die ihn mit allen Angelegenheiten der Bewegung vertraut machten. Als Gauleiter Dr. Meyer sofort nach der Gründung des Gau Westfalen-Nord Ferdinand Eidel zum Gaußhakemeister und Gaußhakeführer ernannte, hatte er einen Mitarbeiter in den Diensten der Bewegung gestellt, in dessen unbefleckten Augen und ehrlicher Geradsicht sich ein Charakterbild aufbaute, das von echtem Nationalsozialismus zeugte. Gaußhakemeister Eidel erfreut sich durch seinen stark ausgeprägten Gerechtigkeitsinn heute überall größter Beliebtheit. Seine Methoden der Sparsamkeit sind angewandter Nationalsozialismus. Die Sauberkeit in allen Kassenangelegenheiten und die Achtung vor dem Pfennig, die ihm als Grundlage jeder geordneten Geldverwaltung dienen, haben ihm das unumstößliche Vertrauen aller Mitarbeiter eingetragen.

★

„md“ Münster, 30. Okt. Wieder 500 v. S. Bürgerkneuer in Münster. Auf Grund des Bürgerkneuergesetzes 1935 vom 16. 10. 1934 und der Verordnung zur Durchführung des Bürgerkneuergesetzes vom 17. Oktober 1934 (RGBl. I, S. 955) soll auch für das Kalenderjahr 1935 für die Stadt Münster eine Bürgerkneuer in Höhe von 500 v. S. des Reichsstaates erhoben werden.

Δ Eimen, 30. Okt. Der neue Pfarrer von Eimen. Als Nachfolger des vor kurzem in den Ruhestand getretenen Pfarrers Dr. Duncker hat der Bischof, wie dem hiesigen Kirchenvorstande loben in einem Briefe des Bischofs mitgeteilt wurde, den bisherigen Pfarrer in Rheinhausen-Dehrum, Moritz Meinen, ernannt. Moritz Meinen wurde am 7. Juli 1885 in Orlinghausen bei Biele geboren, am 10. Juni 1911 zum Priester geweiht und verwaltete seine bisherige Pfarrstelle in Dehrum allein seit dem 16. Juli 1929. Ihm geht der Ruf eines tüchtigen Seelsorgers voraus.

□ Borsdorf, 30. Okt. Schwerer Motorradunfall. Auf der Altenberger Straße in Borsdorf ereignete sich ein schwerer Verkehrsunfall. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit stießen zwei Motorräder zusammen. Der Führer des einen erlitt einen Schädelbruch, der Führer des zweiten Motorrades und sein Beifahrer wurden erheblich am Kopf verletzt. Alle drei wurden in das Borsdorfer Krankenhaus gebracht. Die beiden Maschinen wurden stark beschädigt.

× Ahlen, 30. Okt. 500 Prozent Bürgerkneuer. In der Gemeinderatsitzung am Montag stimmten die Ratsherren einstimmig der Verwaltung zu, die zum Reichsstaats der Bürgerkneuer wie im Vorjahre einen Zuschlag von 500 Prozent im Jahre 1935 erheben wird. Da die Grundstücke reichsstaatsmäßig ermäßigt sind, bedeutet die Beibehaltung des gleichen Zuschlages eine Herabsetzung des Einkommens der Bürgerkneuer, das bisher 150 000 Mark betrug, wird auf etwa 100 000 Mark herabgesetzt. Der Ausfall wird durch erhöhte Sparmaßnahmen wettgemacht. In der gleichen Sitzung stimmten die Ratsherren einem Beschlusse der Verwaltung zu, nach dem die Beilegung Notmannstraße 6 zum Preise von 20 000 Mark zur Errichtung eines Kinderheimes, das unter Leitung und Bewirtschaftung der Schwesternschaft der NSD, stehen wird, angekauft werden soll.

„Warum schreibst Du nicht - Rolli?“

Roman von Walter Sawitzky.

Copyright: Nationaler Romandienst, Herbert Kuhlmann, Berlin-Tempelhof.

Nachdruck verboten!

22) Nun, das war doch sicher jedenfalls eine vollkommen bedeutungslose Geste, eine ganz impulsive Bewegung, die er gleich nachher wieder vergessen hat, denn Teddy und Verliebt — das sind zwei Begriffe, die absolut nicht zueinander passen!

Ein Tisch ruft die gemeldeten Paare ins Parfett. Als Rita an Wilkinsons Arm die Mitte des Saales betritt, wird sie wieder mit lebhaftem Applaus begrüßt, und es ist eigentlich von Anfang an klar, wer den Preis bekommt! Es ist ziemlich ausgeschlossen, daß das hier versammelte Publikum, das zum größten Teil Zeuge ihres sportlichen Triumphes gewesen ist, ihr jetzt eine Niederlage bereiten wird.

Nun klingen die Banjos in rhythmischen Schlägen, nun laden dumpf die Saxophone und wimmern weinerlich die Affordons — Tango! Herrgott, ist das himmlisch, so zu tanzen nach der Musik, in diesem festlich eleganten Raum, in diesem Traum aus Schwarz und Silber. Rita ist es jetzt ganz gleichgültig, ob sie das Turnier gewinnen, einen Preis bekommen wird oder nicht. Sie hat etwas Wein im Blut, ein glückliches Lächeln liegt in ihrem Gesicht, sie empfindet es durchaus nicht, daß sie nun von hunderten kritischer Augen betrachtet wird, es ist auch ganz egal, sie hat nur Freude an der Bewegung, an der Musik. Wilkinsons spricht kein Wort, er führt aber auf, er gibt sich Mühe, er ist ganz ernst bei der Sache. Der Tango geht zu Ende, die Paare hängen stehen und warten, bis das Orchester mit den langsamen Walzer beginnt, dann geht das Turnier weiter.

Eine Viertelstunde später wird das Resultat verkündet. Der erste Preis ist mit übermächtiger Mehrheit dem Paare Wilkinsons-von Quanten-Wessel zugesprochen worden.

Teddy ist ungeheuer stolz auf diesen Erfolg. „Haben wir das denn gemacht, Miß Rita?“

„Ja, Miß, Teddy, das haben wir gemacht!“

„Sie sind also mit mir zufrieden?“

„Sehr zufrieden, Teddy!“

Pause. Miß Rita, ich möchte Sie noch etwas fragen!

Sie sieht ihn erstaunt an: „Nun, so fragen Sie doch!“

„Sind Sie heute ein wenig glücklich, Miß Rita?“

„Er sagt es sonderbar flandiert, mit der Betonung auf der einzelnen Silbe.“

„Ich bin sehr glücklich heute, es ist ein wunderschöner Tag, finden Sie nicht auch, Teddy?“

„Ja, ich finde das durchaus auch. Sie sind also sehr glücklich heute?“

„Ja, Teddy.“

„Nun sehen Sie“, sagt Teddy und man weiß eigentlich nicht recht, was er damit gemeint hat. Man möchte vielleicht etwas darüber nachdenken, aber ihn direkt fragen, aber da ist plötzlich Roger Wilster aufgetaucht, und behauptet fest und fest, dieser Slow-Fox sei ihm von Rita versprochen. Er hat ein etwas gerötetes Gesicht, seine Gradheile ist etwas verrückt, er ist durchaus in kriegerischer Stimmung. Man tut daher gut, ihn nicht zu reizen, und Rita tanzt mit ihm. Er singt wieder leise den Refrain mit, er kennt hunderte davon auswendig, und es ist eine nette und bequeme Art, Liebeserklärungen zu machen. Er braucht keine Phantasie selbst nicht anzutreiben, das hat schon der Textdichter besorgt, der ja davon lebt und es daher ausgezeichnet versteht. Es klingt immer sehr hübsch und geistvoll, und noch dazu in Reimen, und gleich mit der passenden Musik dazu. Für Rita hat es den Vorteil, daß sie keine Antwort zu geben braucht, denn sie kommt gar nicht dazu, denn der Text geht ja immer weiter, bis der Tanz zu Ende ist. Dann geht man zum Tisch zurück und die Sache ist vorläufig erledigt.

Bald darauf beginnt die Gesellschaft, sich aufzulösen. Ein Teil derselben, besonders die älteren Herrschaften, verspüren Sehnsucht nach ihren Betten, und die „Unzertrennlichen“ machen lebhaft Propaganda für eine Automobilschneefahrt nach Bogen, wo man in einer kleinen Weinchenke die Nacht beschließen könne. Es finden sich auch verschiedene Liebhaber dafür, und Wilster geht nach Autos Ausschau zu halten.



PALMOLIVE-SEIFE
Mehr als Seife -
ein Schönheitsmittel,
Hersteller: Palmolive-Binder & Ketels G. m. b. H., Hamburg

nicht nur für Gesicht und Hände, sondern auch für den ganzen Körper. Kein Bad mehr ohne Palmolive-Seife.

Nacht im Bergwerk.

Von
K. H. e.

Als ich auf einem Büro eine Stellung bekommen konnte, fuhr ich in das nächste Jechendorf und bot meine Dienste als Schlepper an. Der unterjochende Arzt, dem ich mich zuerst vorstellen mußte, sagte: „Mager und gesund!“ Ich kaufte mir eine große blecherne Kaffeeflasche, suchte meinen ältesten Anzug und mein ehrwürdigstes Hemd heraus und nahm die Jechenpapiere.

Das ist aber nun schon einige Zeit her. Ich glaube, heute kommen Angelernte nicht so leicht in die Grube.

Als ich am ersten Morgen meiner Bergmannstätigkeit in der Wäschkammer stand, meine Tageskleider ablegte und die Arbeitskleider über das schon erwähnte bledere Hemd zog, da dachte ich mit leichtem Grinsen: Ein paar Minuten noch, und du bist hundert Meter tief im Leib der Mutter Erde. Ich packte meine Kaffeeflasche, empfing am Lampenschalter gegen Vorweisung meiner Kontrollkarte die brennende Bergmannslampe und trollte mich über den grauen Jechenhof zum Schacht.

Da stand der Mann, der die Blechmarken sammelte und der Reihe nach auf einen Draht schob, da stand der Aufsteiger — da standen die Kumpel. Bald hockte ich mit angelegten Knien im Förderkorb — hui — abwärts rollte der Korb, aufwärts flog das Herz — dritte Sohle halt, Aussteigen. Der Steiger teilte mir meine Ausrüstung zu. Mit einem spöttischen Blick auf meine Ausrüstung sagte er: „Na, du bist mir ja ein feiner Kumpel. Lad'schuhe, Kavalierswäsche, Hufe mit Bügelfasche! Die Nacht hält nicht lange, mein Sohn. Na, komm mal mit. Kannst heute helfen Berge verlegen!“

Ich half also die ganze Schicht hindurch „Berge verlegen“. Was das heißt? Nun, von irgendwoher aus dem Innern der Erde kommen die eisernen Förderwagen, Hunde genannt, angefüllt. Die sind aber nicht wie üblich mit Kohlen, sondern mit Steinen beladen. Diese Steine sollen die durch Kohlenfäulnis entstandenen Hohlräume ausfüllen. Meine Aufgabe war es nun, mich mit dem Rücken gegen die hochgepakteten Steinwagen zu stemmen. Wenn ich mich kräftig genug gegenstemmte, kippten die Wagen aus dem Gleise, und die Steinlast donnerte abwärts. Donnerte springend, jagend, polternd und fragend abwärts.

War das eine saure Arbeit. Manchmal, wenn ein Wagen allzu schwer geladen hatte, kriegte ich den „Hund“ nicht zum Kippen. Die Wägen traten aus der Stütze — aber umsonst. Jemanden Kumpel mußte seinen Rücken herleihen und mitstemmen.

Als die erste Schicht zu Ende war, da zitterte ich an Händen und Füßen. Schweiß mit Kohlenstaub vermischt lag wie ein bieder Brei auf Gesicht und Brust. Meine „Lad'schuhe“, mein „Kavaliershemd“ und meine „Bügelfasche“ waren zerfetzt. Ein Kumpel sagte zu mir: „Heute mußt du Spesen machen. Kaufst dir eine richtige Arbeitskleide und richtige Kohlschuhe. Ein Hemd brauchst du in fünf gar nicht. Das hast du sicher schon selbst gemerkt!“

In der Folgeschicht nun tat ich alle Arbeit, die ein Schlepper in der Grube zu tun hat. Ich schob die beladenen Kohlenwagen zum Schacht, half Kumpeln verlegen, schlepte Stempelholz und lernte bald als Helfer eines Gedingehauers Schippe, Hacke und Bohrer gebrauchen.

Eines Tages sagte der Steiger zu mir: „Ab morgen hast du Nachtschicht.“ Mein Kumpel, dem ich zugeteilt wurde, war ein alter, beinahe sechzigjähriger Bergmann. Wegen seines Alters wurde er nicht mehr in Tageslicht als Kohlenhauer, sondern nur noch in Nachtschicht als Reparaturhauer beschäftigt. Seine und nun auch meine Aufgabe war es, allerlei Beschädigungen, geänderte Stempelholzer, gebrochene Deckenträger wie auch ganze zu Bruch gegangene oder in Verfall geratene Strecken zu „reparieren“. Als wir vom Förderkorb her unserer Arbeitsstelle zuwanderten — das waren gut zehn Minuten Weg —, sprach keiner von uns beiden ein Wort. Der Alte nicht und der Junge nicht. Nur unser „Glück auf!“ hatten wir uns zugeflüstert. Der Alte ging mit gebogenem Rücken still vor mich her. Das Lichtlein seiner Bergmannslampe ging irrlichternd auf und nieder. Schwarze Kristalle blühten, geschälte Hölzer schimmerten schwach, jäh stürzte der Umriß einer Förderlokomotive aus dem Dunkel uns entgegen wie ein großes lauerndes Tier. Von ferne näherte sich ein gelbes Punktchen. Kam näher und näher, eine Bergmannslampe hob sich, leuchtete unsere Gesichter flüchtig ab.

„Glück auf!“ sagte der einsame Wanderer.

„Glück auf!“

„Wer war das eben, der Kumpel?“

„Der Wettersteiger!“

Wir saßen nun auf unserer Gezißstiege und verschauelten ein wenig.

„Was macht der Wettersteiger?“

Er geht vor die Orte und prüft, ob da Gas ist.“

„Arbeiten viele Kumpel in der Nacht hier unten?“

„Nein.“

„Ja, das habe ich schon selbst gemerkt. Man hört keine Arbeit. Am Tage dagegen rattert, schießt, donnert und poltert es immerzu.“

„Wenn du es schon selbst gemerkt hast, warum fragst du denn?“

„Weißt du, ich bin noch nicht lange in der Grube. Da fragt man halt noch viel.“

„Ja, wette, du bist so ein Schreiber, was?“

„Ja. Ich bin solch ein Tintenspieler, wie die Kumpel im Anfang immer zu mir sagten. Ist das schlimm?“

„Neb kein Blech, Mann. Warum soll das schlimm sein? Es muß Leute geben, die Kohlen haften, und es muß Leute geben, die aufschreiben, wieviel Kohlen gehacht worden sind. Alles hat seine Art.“

„Wie lange bist du schon Bergmann?“

„Junge — das weiß ich nicht!“

„Du weißt nicht, wie lange du Bergmann bist?“

„Ich weiß es wohl, aber ich muß da erst nachdenken. Es sind über die vierzig Jahre. Als ich anfang, da ging es noch keine Förderfische, wir kletterten in die Erde runter. Und Wäschkammern gab es auch noch nicht. Wenn die Schicht um war, gingen wir schwarz nach Hause. So, jetzt wollen wir anfangen, Kumpel!“

Wir machten die Gezißstiege auf, legten unser Butterbrot und unsere Blechflasche mit Kaffee hinein und holten das Gefüge, das Handwerkszeug, heraus: Säge, Beil, Schippe und Hacke. Dann gingen wir an. Wir mußten eine alte, verfallene Stiege ausbessern. Überall geänderte Stieghölzer, überall ausgebrochene Kohlenmassen

und Steine. Ich schlepte Holz heran, der alte Kumpel spitzte die Stempel zu und schnitt mit der Säge die Kappen ein. Wir schufteten schweigend. Drei Stunden lang. Dann sagte der Alte: „Wir wollen buttern!“ Ich holte die Brote und Kaffeeflaschen. Wir setzten uns auf ein Stück Holz, aßen und tranken. Hier und da sahen wir ein einsames Licht durch die schwarzen, verlassenen Gänge wandeln. Es war so still. Dann und wann ein fernes Dröhnen, dann und wann ein Geräusch wie von fallenden Wassertropfen, dann und wann das Gehulße einer Maus oder einer Ratte. Sonst war es sehr still, ich rückte ein wenig näher an den Alten.

„Hier soll im Vorjahr ein Kumpel verunglückt sein.“

„Ja, er kriegte einen Stein aus dem Hangenden auf den Kopf. Sargdeckel nennt man solche Steine.“

„Weißt du, was die Kumpel mir erzählt haben? Der Verunglückte soll manchmal in der Nacht aus dem Sumpf da unten hervorsteigen. Plötzlich steht er vor ihnen, sagen sie, schlägt ihnen die Lampe aus der Faust, daß sie hin- und herläuft. Dann ist alles dunkel — er sagt Glück auf und verschwindet.“

Der Alte hob seine Lampe und leuchtete mein Gesicht ab. Sein hilles, mageres und zerfurchtes Antlitz veränderte sich, seine Augen bligten böse.

„Die Aissen“, sagte er, „die Narren!“

„Vielleicht haben sie es nur gesagt, um mich gruseln zu machen.“

„Nein, es gibt solch ein paar armselige Narren, die das glauben. Aber du, du bist doch ein Schreiber. Ihr behauptet doch, gebildet zu sein. Du solltest dir doch die Geschichte zusammenreimen können!“

„Und wie reimt sich die Geschichte zusammen?“

„Junge, die eigene Furcht läßt Gespenster entstehen. Einer hat sich mal einen dummen Spaß gemacht, das ist alles. Sonst schwadronieren grad diese Kerle: Ich glaube an nichts! Aber jeden Unsinn, den glauben sie herzlich gern. Dumme Kerle die!“

Wir gingen wieder an die Arbeit, die Butterbrote waren verpeißt, die Kaffeeflaschen geleert. Nach Stunden schaute der Alte auf seine Nadeluhr und sagt: „Schicht ist um. Wir können aufstehen.“

Ich war froh. Ich sehnste mich nach oben. Mein Rücken schmerzte, und mein Schädel schmerzte von der süß-warmen, stickigen Luft. Wir packten unser Gefüge in die Riste und trabten los. Wir gingen recht langsam und gingen diesmal Seite an Seite.

„Sag, du bist vierzig Jahre lang in die Grube gegangen. Hast du nie Furcht gehabt?“

„Furcht?“

„Furcht oder Angst? Weißt du, vor ein paar Tagen half ich in einem ganz niedrigen Stollen Kohlenrutschen verlegen. Ich arbeitete auf dem Rücken liegend. Die Decke war knapp ein Meter über meiner Stirne. Da kriegte ich auf einmal eine rasende Angst. Ich dachte: Hunderte von Metern liegt du tief drinnen in der Erde. Eine Larve, ein Wurm. Wenn nun die ungeheure Last auf dich fällt? Dich zerplatzt, dich begräbt? Wenn nun dieses ganze ungeheure Gewirr von Gräben, Stollen und Schächten zusammenprallt, ver-

Brückenbauer Pünemann.

Von
Erich Strisar.

Hein Pünemanns Leben war eine ewige Wander-schicht. Als Brückenbauer hatte er die ganze Welt gesehen. Doch nun war das aus. Seit zwei Jahren lag er auf der Landstraße. Das war kein Leben für ihn. Er hatte immer seine Arbeit und sein Brot gehabt, und nun mußte er für jeden Broten und jeden Schluck Suppe die Kasse in die Hand nehmen und den Budele trümmern.

Vor einigen Tagen war er wieder einmal in das Industriegebiet gekommen. Wenn er irgendwo Aussicht auf Arbeit hatte, dann hier, wo man dabei war, all die Brücken zu bauen, die über die neuen Straßen und Kanäle führen sollten. Aber nicht nur eine Welt der Hoffnungen lag dieses Gebiet für ihn, auch eine Welt der Erinnerungen. In jungen Jahren hat er hier oft gearbeitet, und auch seine letzte Baustelle ist hier gewesen.

Herrgott, wenn er zurückdachte. Was war er doch für ein Kerl damals. Früher am Hafen steht noch die Verladebrücke, die er 99 gebaut. Fränkischen Dilliken war doch damals so besessen gewesen. Da hatte er die Arbeit für ihn mitgetan und den großen Quertträger, da oben sitzt er noch, ganz allein hochgezogen. Nachher hatte Fränkchen einen ausgegeben und zuletzt waren sie beide so besessen, daß der Monteur sie nach Hause schiden mußte.

Und da drüben, ei du heiliges Donnerkittchen, da steht doch noch der Refel, den er kurz vor dem Kriege aufstellen ließ. Im oberen Mannloch muß doch die Mäde noch zu sehen sein, die er damals in seiner Wut in das Eisen geschlagen, als er das Auge verlor.

Er wanderte weiter. Die Batterien der Koksöfen flammten. Die Walzwerke lärmten und die Schöte hohnten schwarzen Rauch gegen den Himmel. Woher er sieht, die Zeugen seiner Vergangenheit. Galometer und Brücken, Förderkürme und Refel, alles Dinge, an deren Werden er seinen ehrlichen Anteil hat.

Ihm ist es, als habe er das ganze Kewier mit seinen eigenen Händen erbaut. Selbst das Eisen, das für künftige Brücken und Maschinen in hellen Bächen aus den Hochöfen rinnt, ist noch lebendige Frucht seiner Arbeit; denn auch die Windleitungen und Copper an den Hochöfen wurden einst mit seiner und seiner Kameraden Hilfe erbaut.

Dreißig Jahre sind eine lange Zeit und man schafft viel in dieser Zeit, wenn man fleißig ist.

Der Tag vergeht und es wird Abend. Das tagende Fachwerk einer Brücke taucht plötzlich aus der Dämmerung heraus. Wie schön sich das über die Straße reckt. Welche Gewalt in diesen Trägern liegt. Ja, das war noch eine Montage. Und mit Wehmüt denkt er daran, daß es seine letzte war.

Herrgott, waren das Zeiten! Er sieht sich noch, wie er damals über den Oberquert lief und ohne auch nur an zuhalten über den schmalen Bänderband nach der anderen Seite. Und dabei lief unten schon der Zug über die Brücke, daß das ganze Kew von Eisen zitterte und bebte. Ja, damals, da war er noch ein Kerl. Und hatte doch seine Künjschönheit auf dem Budele.

Dann fällt ihm ein, daß er damals ja den Hammer noch hatte, der nachher fehlte. Einen schönen Krach hatte das damals gegeben. Künft Marz wollte man ihm abziehen und als er aufmuckte, gab man ihm die Kneppen. Und seine Arbeit wieder, wohin er kam. Nun steht das alles wieder vor seinen Augen. Da oben, zwischen den Gurtschrauben, gleich da, wo der Bänderband beginnt, muß der Hammer noch liegen. Er hatte doch noch Schrauben in die Pöcher gedreht, an die der Rieker nicht heran konnte, und sie mit dem Hammer verfloppelt.

Immer mehr lebt er sich in die vergangenen Zeiten hinein, und der Wille erwacht in ihm, da hinaufzuklettern

traut, verbrennt und verfaßt? Dann liegt du in einem entsehligen Grab — dachte ich.“

Der alte Kumpel blieb stehen und leuchtete wieder mit seiner Lampe mein Gesicht ab.

„Ob dein Grab zwei Meter oder achthundert Meter tief ist, dem Himmel ist das immer gleich!“

„Bist du fromm?“

„Frag nicht so dumm!“

„Nicht böse sein, Kumpel. Ich will dich noch was anderes fragen. Du bist vierzig Jahre lang in die Grube gefahren. Hast du nie geflücht?“

„Was willst du denn nun schon wieder? Warum geflücht?“

„Ich meine, weil du vierzig Jahre in die Grube fahren mußtest. Hast du dem „Nüssen“ nie geflücht?“

Auf der breiten Stiege, die wir durchwanderten, machte der Alte plötzlich halt. Es war da ein hoher Stoß von Stempelholz aufgestapelt, immer abwechselnd in die Länge und in die Breite gelegt. Wir setzten uns an den Fuß dieses Holzberges.

„Junge“, sagte mein Kumpel, „Junge, ich glaube, ich habe bald meine Sache getan. Bin manchmal so müde. Diese Füße, die haben so manchen Meter Grubenweg getreten, die wollen gern stillstehen. Ich habe über vierzig Jahre in der Grube gearbeitet, ja. Wenn man müde ist,

Brot ohne Rinde und andere Wunder der Kurzwellen.

Von
E. Salog.

Man liest und hört neuerdings viel über Kurzwellen, namentlich im Zusammenhang mit den Versuchen Marconis, die auf seiner Nacht Elektra durchgeföhrt wurden.

Er verwendete dabei Wellen von bloß 50 Zentimeter Länge, die die ungeheure Frequenz von 600 Millionen in der Sekunde haben. Zuletzt gelang der American Radio Corporation unter Verwendung derartiger Wellen die Fernübermittlung von Telegrammen im Pazifik und zwar in Bruchteilen einer Sekunde. Die Morsezeichen fielen weg, der ursprüngliche Text wird als Ganzes übermittelt und reproduziert. Die große englische Zeitung Daily Mail sandte mittels Kurzwellen Bilder von Australien nach London, d. h. auf eine Entfernung von ca. 18 000 Kilometern.

Kurzwellen sind elektrische Schwingungen von relativ kleiner Wellenlänge. Ihre Reichweite ist, da sie sich vorwiegend als Raum- und nicht als Bodenwellen fortpflanzen, sehr groß. Sie werden folglich im Ueberseefunkverkehr verwendet, weniger aber im Rundfunkwesen, da sie mit starken Schwinderschwingungen behaftet sind, und außerdem sogenannte tote Zonen aufweisen, bis zu 200 Kilometer breite konzentrische Gürtel, innerhalb derer kein Empfang möglich ist.

Einen großen Vorteil bietet hingegen die relativ geringe Sendeleistung. Mit demselben Aufwand vermag man eine unvergleichlich größere Reichweite zu erzielen als bei Lang- und Mittelwellen. Die Ultrafrequenzwellen mit Wellenlängen von 10 Zentimeter bis 10 Meter pflanzen sich wie das Licht geradlinig fort — darum werden

und sich Gewissheit zu holen. Und wenn der Hammer wirklich noch da liegt, ihn mitzunehmen. Einer von den Bauern der Gegend wird ihm sicher eine Mark oder ein Essen dafür geben.

Er klettert den Bahndamm hoch und ist schon oben. Er schwingt sich über das Geländer der Brücke. Das fällt ihm schwer. Aber ist es denn das erste Mal, daß er klettert? Ist er denn ein feiger Bode oder ist er Hein Pünemann, der sein Leben mit Klettern verbracht und der eine Brücke wie diese doch noch im Schlaf erklettert. Also!

Schon gehts aufwärts. Im Fachwerk der Vertikale klettert er hoch. Er schaukelt. Krampfhaft hält er sich fest. Damals ging es doch besser, denkt er. Aber das macht der Anstieg, der macht das Eisen so glatt. Man hat keinen richtigen Halt.

Schaukeln klettert er weiter. Rasch, da reißt er sich die Sohle von den Schuhen. Verdammt, denkt er. Na, irgend ein Schuster schlägt mir schon wieder ein paar Nägel herein. Dann gehts wieder.

Nun ist er oben. Mit letzter Kraft legt er die Hand auf die Horizontale. Die Knie in den Knotenblechen geben seinen Füßen schwachen Halt. Ein Ruck, und er wird oben sein. Er leuchtet und köhnt. Dann wirft er ein Bein über den kantigen Träger.

Rasch, kratzt. Er spürt plötzlich kühlen Wind durch seine Hölle wehen. Manu, denkt er, die Hölle auch kaputt? Soviel ist der dumme Hammer denn doch nicht wert. Aber jetzt ist er einmal oben.

Eine letzte Anspannung und er hat es geschafft. Mit schlurfender Sohle tappt er über den Oberquert. Langsam und mit ausgebreiteten Händen. Er schaukelt, doch gleich hat er die Balance wieder. Verdammt, früher war ich doch sicherer auf den Beinen. Aber das sind bloß die Schuhe, denkt er dann und geht weiter. Die Luft weht ihm leistung wech und frisch um die Nase. Wie ein Rauch kommt es über ihn. Ja, er steht seinen Mann noch. Er kann noch klettern wie ein Junger.

Da wirklich, da liegt der Hammer. Sein Hammer. Er gehört ihm, denn er hat ihn nicht nur mit seinem Worte bezahlt, sondern mit seinem Leben. Und das ist ein hoher Preis. Aber er wird einen noch höheren Preis dafür eintauschen. Er wird ihn nicht für ein Essen hingeben. Nicht für ein Nachtquartier. Hingeben wird er zu seinem alten Monteur und ihm den Hammer unter die Nase halten. Und ihn fragen, ob er den Mut hat, ihn noch einmal Epikhube zu nennen. Ihn rauszuschmeißen um dieses lumpigen Werkzeugs willen.

Eine grenzenlose Wut ist über ihn gekommen. Er hat vergessen, was er gelitten in diesen Jahren. Hat vergessen, daß er hungrig ist und daß er auf dem schwankenden Gurt einer Brücke steht. Er weiß nur noch von seinem Haß gegen diesen Menschen, der der Schuldige an seinem Schicksal ist.

Er blüht sich, den Hammer herauszuholen aus dem Loch, in dem er liegt. Aber wie er ihn greift, steht er fest. Eingeklemmt und mit Farbe verflebt. Er zerrt, aber der Hammer gibt nicht nach. Er zerrt fester, nimmt seine ganze Kraft zusammen. Da ruckt es. Der Hammer löst sich. Ganz leicht ist er plötzlich in seiner Hand. Er verliert die Balance, läßt den Hammer los und läuft zur Erde.

Mit veräppeltertem Schädel klettert er am Boden. Arbeiter fanden ihn so und schafften ihn fort.

Um den Hammer kletterte sich niemand. Den fand ein Bauer am nächsten Tage und nahm ihn mit sich nach Hause.

darf man sich ausruhn. Selbstverständlich. Was wolltest du eben? Ob ich geflücht habe?“

Der alte Mann sah mich von der Seite an. Mir wurde ganz eigen unter diesem Blick. Er guckte so ein wenig väterlich und ein wenig zärtlich und auch ein bißchen schelmisch und spitzbübisch und vielleicht sogar ein bißchen spöttisch.

„Dummer Junge du!“ sagte er.

Ich brauchte nun auf diesen Anwurf nicht zu antworten. Der alte Kumpel hob plötzlich witternd den Kopf — ein geheimnisvolles Knirschen lief durch die schwarzen Wände — dann rollte ein dumpfes Gedröhn — dann Krachen und Gepraßel.

Als ich in der Sanitätskammer die Augen aufschlug, sagte jemand zu mir: „Der Berg hat irgendwo gedrückt. Es ist natürlich weiter nichts passiert. Die Erschütterung hat bloß euren Holzstuhl ins Wanken gebracht. Ihr wart beide unter Stempelholz begraben. Na, du hast ja Glück gehabt, außer so 'n bißchen Bewußtlosigkeit kaum 'ne Schramme!“

„Und der Alte?“

„Ja, Mensch, der hat dich ausgegraben. Der sah böse aus, der arme Deumel. Der hat dich bis an den Förderkorb geschleppt, der hat gesagt: „Schafft den Jungen raus!“ Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

„Und dann ist er gestorben.“

Dr. med. Horn und der blinde Passagier

Roman v. Wolf Lennart

6)

(Nachdruck verboten.)

Konstanze's Gemüde hatte einen besonderen Platz seitlich des Podiums bekommen, davor waren auf einem Tisch die übrigen Gegenstände aufgestellt, die späterhin versteigert werden sollten. Da saßen in einem kleinen Holzstisch die herrlichen farbglühenden Gläser von Meißner und saßen sich mit ihren kleinen glänzenden Augen, mit schiefgelegtem Körper, an und zu mit der gepulstenen Jugend spielend, die ungewohnte Umgebung an. Neben ihnen waren, in Holzgitterkäfigen voll dicken, dunkelgrünen Mooses, einige herrliche Orchideen aufgestellt, die Mr. Bedett beigeleuchtet hatte. Die anderen Gegenstände der amerikanischen Lotterie waren weniger originell; aber Boetwyl hoffte mit Sicherheit, auch sie im Hinblick auf den Zweck für gute Preise loszuwerden.

Für den darstellenden Teil war es dem Impresario gelungen, ein buntes Programm zusammenzustellen. Der Schauspiel Monhoff hatte versprochen, etwas vorzutragen; dann war Agnes Thaller da, ein Zauberkünstler, Senor Paolo Serrà, würde verblüffende Kunststücke zeigen, und Lehnwisch, der auch seinen Teil an der Inszenierung des Abends haben wollte, hatte zugestimmt Boetwyl einen jungen Matrosen vorzustellen, Fritz Hard, der einen Matrosentanz vorführen sollte. Boetwyl hatte es sich nicht nehmen lassen, den jungen Mann einmal in seiner Kabine zur Probe tanzen zu lassen, während Lehnwisch die notwendige Begleitmusik dazu piffte. Bis auf eine Bekleidung der unter seiner Kabine im D-Deck wohnenden Frau Bell war die Sache glatt abgelaufen. Allerdings glaubte Frau Bell seit diesem Nachmittag bis zum Ende der Reise, daß der dicke Holländer mit sich selbst ein Tänzerchen verurteilt habe, und sie behandelte ihn dementsprechend.

Unruhiglos war allein die Hauptperson. Die kleine Atlanta Matern lag in ihrer improvisierten Wiege neben dem Bett ihrer strahlenden Mutter, ruhig und meist schlafend, außer zu den Zeiten, wo sie sehr energisch ihre Nahrung verlangte. Da Agnes, eigentlich die zukünftige Sinfonia, mit Rücksicht auf ihr Aussehen unmöglich in der Lage war, das Geburtstagskind zu Beginn des Festes den verammelten Gästen vorzuführen, wurde eine der Stewardessen dazu bestimmt.

Um halb neun Uhr war alles bereit. Boetwyl verstand es, für Pünktlichkeit zu sorgen. Die Künstler warteten in ihrer Garderobe und waren so aufgeregt, wie selbst routinierte Darsteller vor solchen Abenden zu sein pflegen. Der große Raum war gefüllt, es fehlte wohl niemand von den Fahrgästen. Die Kellner glitten über das Parkett, die Ventilatoren schwebten ihre Propeller in einem feierlichen Rhythmus, und das gedämpfte Kläuben der vielen Menschen überlieferte das Kläuben des Meeres.

Punkt halb neun Uhr begann die Kapelle zu spielen, alles verfügbare Blech wurde eingelegt und ein schmetternder Anfangsmarsch verkündete den Beginn der Vorstellungen. Die Stewardess, der Atlanta anvertraut war, betrat den Raum strahlend und feierlich. Sie trug das Bündel, aus dem ein winziges Köpfchen mit goldigem Haar und zwei Vermachen mit unablässig greifenden Händen herausragten, auf das Podium und hob das Kind unter den Zurufen aller Anwesenden empor.

Atlanta verstand zwar von dieser Szene nichts, hielt sich aber bei diesem ersten Auftreten, wie Boetwyl feststellte, hervorragend gut. Sie trachte sich nicht zu schämen, sondern zu zeigen, daß sie nun den Mittelgang entlang getragen wurde, damit alle sie auch aus der Nähe sehen könnten, unruhig.

Boetwyl spielte den Anführer. Zuerst trat der Matrose auf, der sich über Mangel an Beifall nicht beklagen konnte; dann erröte Senor Serrà das Publikum durch seine wirklich überraschenden Tricks, und nach ihm erschien, zuerst leicht verzerrt, Herr Monhoff. Es hatte der ganze Ueberredungskunst Boetwyls bedurft, um ihm klarzumachen, daß es keine Unterhändler seiner Person und seiner Kunst bedeute, wenn er ihn bitte, vor Agnes aufzutreten. Schließlich hatte der Impresario dem Schauspielverpflichteten, für ihn einen Vortragsabend in Berlin zu veranlassen — und damit hatte Monhoff befristigt und gewonnen.

Monhoff konnte zufrieden sein. Wäre ein Vorhang dagewesen, so wäre er mindestens sechsmal herausgerufen worden. So ging er stolz und siegesbewußt zu dem Tisch, an dem seine Freunde saßen, und erklärte ein wenig herablassend, er habe es wohl leider nicht verhindern können, daß die Kleine, die nun kommen würde, ein wenig schwer haben dürfte, sich durchzusetzen. Aber schließlich ist man Kapellier; er wollte sie nicht kränken, sie ist die einzige Dame — nun, ihr versteht mich, wir wollen auf jeden Fall ein bißchen applaudieren!

In diesem Augenblick trat Agnes auf das Podium; Boetwyl führte sie an der Hand. Er sagte, ein wenig vortretend, nichts als ihren Namen an, und setzte sich dann, nach einem kurzen und aufmunternden Handguck auf Agnes Thaller's Rechte, an den seitlich aufgestellten Flügel.

Das unterdrückte Stimmengewirr, das sich nach Monhoff's Abgang erhoben hatte, verstummte in dem Augenblick, wo die ersten Töne des Klaviers erklangen.

Einem Augenblick lang hatte Agnes das Gefühl, als drehe sich der Saal vor ihr, als hebe und senke er sich wie bei schwerem Sturm. Sie schloß eine ungeheure Schwärze in den Armen und glaubte, sie müsse in diesem Augenblick totenbleich aussehen. Die Gesichter an den Tischen, die wie glühende, das Licht gegenseitig strahlenden der Herren, blendeten und verwirrten sie; sie hob den Blick ein wenig — und plötzlich sah sie Fabricius. Er lag nicht gleich den anderen, er lehnte im Hintergrund an der Wand, groß, ganz ruhig, mit einem ernsten und erwartungsvollen Lächeln. Sie wußte nicht, weshalb es ihr plötzlich so tröstlich war, den großen Mann mit den breiten Schultern dort so still stehen zu sehen. Ihre Blicke trafen sich, zwischen ihnen lag der ganze Saal, er bewegte den Mund nicht, und trotzdem verneigte sie sich, wie er ihr sagte:

„Mut, kleine Agnes, nur Mut. Wir sind beide ganz allein hier im Raum.“

Und da war ihr Einsatz, da war auf einmal die Sicherheit, da eine fast unnatürliche Ruhe, wahrhaftig, das Gefühl, allein zu sein wie sonst, wenn sie lang. Der erste Ton kam leise, aber als sie sich hörte, war alles Jagen vorbei, und ihre Stimme wurde voll und klingend, jubelnd und traurig, wie es das Volkslied verlangte, das sie sang.

Die Menschen um sie, Männer und Frauen, aus allen Ländern und Erdteilen, verwandte und blasse Menschen von mehr oder weniger guter Erziehung und Höflichkeit, saßen nach der ersten Strophe bewegungslos da.

Was war das? Ein Lied, ein deutsches Volkslied mit einem Text, den weit mehr als die Hälfte nicht verstand. Nein, jedermann verstand ihn, man brauchte keine Worte, um zu wissen, was gemeint war, man mußte nicht deutsch können, um den Saal rauschen, die Wipfel des Waldes flüstern, das Mährchen gehen zu hören. Man wurde von dieser Stimme ergötzt, mitgerissen und durch Höhen und Tiefen des menschlichen Gefühls geführt. Man schauerte mit ihr, und war mit ihr zu Tode betäubt, gefangen und gebannt in den strahlenden Glanz dieses Gelanges.

Fabricius stand gleich den anderen da, er hatte feuchte Augen bekommen, er sah nicht mehr sehr deutlich, wie Agnes dort weit von ihm entfernt ruhig stand und sang. Schnel und ein unbeschreibliches Glückgefühl erfüllten ihn ganz.

Als Agnes geendet hatte, war es einen Augenblick lang still; die letzten Töne des Liedes schienen noch in der Luft zu schweben. Dann fing, beinahe erschreckend, irgendjemand zu klatschen an, und im nächsten Augenblick toste der Beifall hoch, ein Beifall, der nichts mit

Höflichkeit zu tun hatte. Agnes verneigte sich, zweimal, rührend und ein wenig ungeschickt, bekräftigt über diesen Aufruf, den ihr einfaches Lied hervorgerufen hatte.

Boetwyl machte ein Gesicht, als gelte der donnernde Applaus ihm, er sah aus, als müßte er im nächsten Augenblick vor Stolz zerspringen. Aber er verlor dennoch seine Ueberlegenheit seinen Augenblick lang, wartete die angemessene Zeit und schlug dann einige Akkorde an, um das nächste Lied zu beginnen.

Diesmal war Agnes schon ganz sicher und ruhig, und als sie wieder zu Nicolaus Fabricius hinsah, konnte sie schon lächeln und so sein glückliches, unhörbares Lachen erwidern. Sie sang noch zwei Lieder und mußte sich, da der Beifall nicht enden wollte, zu mehreren Zugaben entschließen, über die sie sich mit Boetwyl vorher gar nicht verhandelt hatte. Dabei war es nötig, daß sie ihm rasch Vorschläge machte.

Der einzige, der etwas bedrückt dastand, war Monhoff. Er hatte nach dem ersten Liede versucht, einige kritische und überlegene Bemerkungen zu machen; aber es schien ihm, als seien seine Freunde, die wie talend applaudierten, plötzlich taub geworden und hörten ihn nicht.

Agnes wurde nach ihrem Auftreten von allen umdrängt. Boetwyl hatte seine liebe Mühe, sie vor der zu dringlichen Bewunderung einer ganzen Reihe junger Leute zu beschützen. Aber da kamen schon die Bundesgenossen, da rauschte gewaltig die Herzogin von Felanit heran und stellte sich schützend wie ein Felsblock vor die verführerische Agnes. Und dann waren fast zur gleichen Zeit Erhard Horn und Fabricius da.

Horn reichte ihr die Hand, drückte sie fest und sagte nur: „Miel Glück, Agnes, das höchste, das es gibt!“

Fabricius aber preßte ihre Rechte so, daß es ihr festlich weh tat, flötete nur, daß er ihr danke, und stellte sich dann wie eine Schildwache mit dem finsternen Gesicht der Welt neben sie, als müßte er eine Gefangene beschützen.

Erst nach mehr als zehn Minuten war Boetwyl imstande, sich mit Hilfe der rüchellosen eingelegten Musik wieder Gehör zu verschaffen und verkündete nun den Beginn der amerikanischen Auktion. Da man aber immer wieder und wieder nach Agnes Thaller rief, erklärte er, daß Fräulein Thaller selbst zusammen mit ihm die Auktion leiten und die Angebote entgegennehmen werde. Nun begann eine tolle Versteigerung. Die Leute überlieferten sich fast, jeder einzelne Gegenstand wurde für das Vielfache seines Wertes verkauft, und in dem Selbsthüter, der als Kasse diente, sammelten sich Hartgeld und Noten der meisten Staaten der Welt. Das Hauptstück, Konstanze's Bild, fiel an die Herzogin, die das letzte Gebot fast grotesk in die Höhe getrieben hatte.

Fünf Minuten nach Schluß der Versteigerung wurden die Fische zur Seite gerückt, die Musiker zogen auf ihr altes Podium, die Seitentische verschwand, und Boetwyl erklärte mit großartiger Geste, daß er nun zurücktrete, um den Weg zum Tanz freizugeben. Er ließ es sich nicht nehmen, den ersten Walzer mit Agnes zu tanzen, mit Agnes, die ein wenig betäubt und schwindelig von ihrem Erlebnis und glücklich darüber war, sich nun beim Tanz mit dem Impresario auszuüben zu können. Sie ahnte es noch nicht, daß sie an diesem Abend überhaupt nicht zur Ruhe kommen sollte. Ihr nächster Tänzer war Fabricius, dem sie gerade bis zur Brust reichte. Er sprach während des ganzen Tanzes kein Wort und sagte ihr doch so unendlich viel, daß sie immer wieder errötete.

Erhard Horn, der unmittelbar vor dem Beginn der Darbietungen gekommen war, hatte logisch Konstanze gesehen. Sie sah, neben sich ihre Zofe, allein an einem kleinen Tisch, hielt die Augen halb geschlossen und schien ihm schöner als je zu sein. Wie sollte er ihr seinen Entschluß mitteilen, wie ihr sagen, daß er im Augenblick nicht daran denken könne, den Eingriff zu wagen. Er hatte ihr nichts versprochen, hatte nicht fest zugesagt; aber er wußte genau, daß sie damit rechnete, und konnte sich kaum ausmalen, wie sie die Nachricht seiner Ablehnung aufnehmen würde. Er hatte die ganze Zeit ruhig dagestanden; während Agnes lang, war das Gefühl seiner Ohnmacht und seines Unfalls fast übermächtig in ihm geworden. Nun, als der Tanz begann und Konstanze immer noch still an ihrem Platz saß, wollte er zu ihr hingehen; aber es hielt ihn jemand auf, es war Comard.

Der Engländer sah im Gesellschaftsanzug gespenstisch aus. Sein Kopf und die mageren, fast skelettartigen Hände ragten aus dem ausgezeichnet geschnittenen Frack heraus wie Kopf und Hände einer holzgeschnittenen Marionette. Die Augen lagen tief in den Höhlen, die roten Flecken unter den Backenknochen wirkten wie geschnitten. Er verbeugte sich kurz vor dem Arzt und sagte mit seiner leise hauchenden Stimme: „Ich bin gekommen, Doktor, um Ihnen Abschied zu leisten.“

Horn sah ihn an und fragte zurück: „Wofür, Mister Comard? Hatten wir Unfälligkeiten?“

„Ich habe mich Ihrer Gattin gegenüber unfreier benommen.“

Horn runzelte die Stirne: „Es ist meine geschiedene Frau.“

Comard hob die lange schmale Hand. „Ich habe mich unfreier benommen. Ich habe, als ich Sie heute früh auf dem Bootsdeck sah, Ihre ahnungslose Frau in eine mißverständliche Lage gebracht. Ich wäre vielleicht allein zu Ihnen gekommen, um Sie um Entschuldigung zu bitten, aber ich befenne, daß es Mister Boetwyl war, der meinen Entschluß beschleunigt hat.“

Er schweig und sah Horn an; der Arzt streckte dem anderen die Hand hin:

„Ich danke Ihnen, Mister Comard. Es ist darüber nichts weiter zu sagen: Sie können unbeforgt sein.“

Comard lächelte mit schmalen Lippen, verneigte sich und ging mit den Schritten einer Gliederpuppe hinaus. Horn sah ihm einen Augenblick lang nach; es trug ihn plötzlich in der Hitze. Dann schaute sein Blick Konstanze; aber sie lag nicht mehr an ihrem Platz. Die Musik spielte jetzt einen Tanz; er blühte in Gedanken auf die Tanzenden, und nun sah er Konstanze. Sie tanzte mit Fabricius.

Sie ließ sich führen, aber nicht, wie sich eine lebende Frau führen läßt. Sie glitt über das Parkett — wie oft hatte er mit ihr getanzt, wie liebte sie die Musik! Aber damals konnte sie leben, heute — Er kannte jede ihrer Bewegungen, das Drehen der Hüften, das Schreiten der langen schönen Beine, das leichte Wenden und Umschlagen ihrer Schultern. Sie tanzte mit geschlossenen Augen, wie er nun sah, als das Paar vorüber kam. Ihre Füße verließen den Boden nicht, sie schleppte in langsamem Rhythmus, ein sonderbares Gleiten, ohne eigenen Willen, wie eine Schlafwandlerin. Das Herz schnürte sich ihm zusammen. Sein Gesicht mußte wohl einen ganz ungewöhnlichen und erschreckenden Ausdruck machen; er fuhr zusammen, als er unvermutet Boetwyl's leise Stimme an seinem Ohr vernahm:

„Sie sollten mit Ihrer Frau tanzen, Doktor Horn!“

Er sagte tonlos vor sich hin: „Ja, das sollte ich wohl.“

„Den nächsten Tanz — ich werde der Kapelle sagen, daß sie noch einen Tango spielt.“

Boetwyl machte eine kurze Pause und sagte dann:

„Wenn es Ihnen recht ist.“

Horn nickte schwach.

Er konnte den Blick nicht abwenden und hatte trotzdem das Empfinden, nicht mehr die Gestalten zu sehen, sondern nur eine Bewegung. So sieht man in das Räderwerk einer Maschine, deren Zusammenhänge, deren Aufbau und Zweck man nicht kennt. Man sieht nur das geheimnisvolle Sinecure der einzelnen Teile,

ohne sich Rechenschaft geben zu können, weshalb dieser Eindruck etwas Beängstigendes hat.

Dann war die Musik zu Ende, Fabricius führte Konstanze an ihren Platz zurück, das Bild vor Horns Augen war wieder klar; er sah sich um.

Fabricius hatte Agnes gesucht und erreichte sie gerade in der Tür. Sie wollte in das kleine Schiffs-lazarett gehen, der Gedanke an Frau Matern und den Sauer trieb sie hin, obwohl sie wußte, daß sie sicherlich nicht gebraucht wurde.

Boetwyl, an dessen Seite jetzt Comard stand, sah, wie Horn sich langsam von seinem Platz löste und mit unsicheren Schritten quer durch den Raum auf Konstanze zuzuging. Der Kapellmeister warf einen Blick auf den Impresario, nickte vertraulich und begann einen zweiten Tango zu spielen.

Und da stand Horn vor Konstanze; er brachte kein Wort heraus, verneigte sich nur und forderte sie so auf.

Sie sah nichts, als daß sich jemand, ein Schatten, vor ihr verbeugte; denn das harte Licht einer nassen Lampe blendete ihre geringe Gesichtshöhe fast vollkommen ab. Sie wunderte sich auch nicht, daß der Herr nicht sprach, erhob sich und ging mit ihm auf das Parkett. Aber nach den ersten zwei Schritten, Schritten, die sie seit langem nicht so getanzt hatte, wußte sie, wer sie aufgeführt hatte. Sie schmeigte sich an ihn, die Finger ihrer rechten Hand, die er mit seiner Linken umfaßt hatte, bewegten sich leise und zärtlich zwischen den seinen; sie sagte vor sich hin:

„Ich bin sehr glücklich, Erhard.“

Er lachte nach einem Wort, einer armseligen Antwort. Was sollte er ihr sagen, was mußte er ihr sagen? Ja, er durfte nicht länger warten, jedes Zögern würde die Eröffnung noch grausamer werden lassen; er hatte kein Recht, sie zu quälen.

Sie tanzten, als seien sie allein im Raum; und dann sagte er plötzlich heiser und ohne die Stimme zu heben:

„Ich kann dich nicht operieren.“

Sie suchte zusammen, aber sie schwieg.

Er sagte noch einmal: „Ich kann dich nicht operieren, Konstanze. Nicht heute und nicht morgen. Ich habe Angst davor, ich bin nicht sicher, ich habe kein Vertrauen zu mir.“

Sie antwortete nichts, ihr Kopf sank langsam auf seine Schulter, ihre Wangen streifte sein Gesicht. Sie tanzten weiter, während Konstanze weinte. Ihre Füße gingen den Rhythmus des Mannes, jeder, der das Paar sah, mußte finden, daß sie herrlich zueinander paßten.

Comard wandte sich an Boetwyl, deutete leise mit dem Kopf auf die beiden hin und meinte mit einem trübem Lächeln: „Sie leben, es ist alles in Ordnung. Ich habe mit dem Doktor gesprochen, mich entschuldigt — sie soll glücklich werden.“

Boetwyl hatte kaum hingehört, jetzt sagte er, ohne den Blick von den Tanzenden zu wenden: „Aber was ist denn das? Sie weint ja.“

Konstanze hob das Gesicht. „Nicht heute und nicht morgen. Dann muß ich warten. Es wird vorbeigehen, Erhard. Die Reise ist noch lang, wir haben noch ein wenig Zeit. Es wird vorbeigehen, Erhard, nicht wahr? Sage mir nur das, dies eine. Nimm mir diese Hoffnung nicht, hörst du? Ich bin nicht sehr stark, ich bin gekommen, um mir helfen zu lassen. Sag mir ein Wort, ich kann zu wenig von dir sehen.“

Er sagte mühsam: „Ich will es versuchen; aber ich weiß es nicht.“

Wenn du es versuchen willst, wird es glücken. Aber, Erhard, du mußt es wirklich wollen.“

Die Kapelle schwieg, aber Doktor Horn und seine Frau gingen nicht, taub für jeden Eindruck von außen, vier, fünf Schritte im Rhythmus des Tanzes, ehe Horn bemerkte, daß sie ganz allein auf der Tanzfläche, schon das Ziel neuerlicher Blicke waren.

Fabricius hatte Agnes begleitet und wartete auf Ded vor der Tür, hinter der sie verschwunden war. Sie sah auf einige Augenblicke hinaus, lächelte glücklich, als sie ihn warten sah, und bat ihn, noch etwas Geduld zu haben, da sie Frau Matern ein wenig zur Hand gehen müsse. So stand er nun da, lehnte sich an den Dedaustritt und merkte es gar nicht, daß es das offene runde Maul eines Ventilators mit völlig verlebtem Bild ansah.

So fand ihn die Herzogin. Sie wartete einige Sekunden; schließlich, da er sie nicht merkte, trat sie ganz einfach vor und sagte ihm an: „Haben Sie ein wenig Zeit für ein paar Fragen einer alten Frau?“

Er sah sie erschrocken und verzogen an und blühte dann unwillkürlich in der Richtung zu der Tür, hinter der er Agnes wartete.

Die Herzogin bemerkte den Blick, war mit wenigen Schritten an der Tür und klopfte an. Einen Augenblick danach öffnete Agnes und machte ein etwas verblüfftes Gesicht, als sie gefragt wurde: „Ueberlassen Sie mir für fünf Minuten Ihren Wächter, liebes Kind? Ich glaube, Sie können es unbeforgt tun.“

Agnes nickte verblüfft. „Ich habe hier noch zu tun. Wenn Herr Fabricius —“

„Schön, das genügt mir. Ich danke Ihnen, Kleines.“

Die Herzogin trat wieder zu Fabricius, der sie mit leicht gerunzelten Brauen ansah. Aber sie ließ sich dadurch nicht einen Augenblick lang stören. Hätte Fabricius die Herzogin näher gekannt, so hätte er gewußt, daß diese Frau durch Widerstände in der Durchführung ihrer Pläne nur bestärkt wurde. So machte er ein etwas hilfloses Gesicht, als sie mit entschlossener Kühle sagte: „Und nun, mein lieber Herr — Fabricius.“

„... mein lieber Herr Fabricius, werden Sie mich fünf Minuten lang auf einem kleinen Spaziergang begleiten. Fräulein Thaller kann Sie jetzt doch nicht brauchen, im Tanzsaal sind Sie überflüssig, und ich — ich möchte mich mit Ihnen über die Zukunft einer jungen Dame unterhalten, für die Sie, wie ich glaube, einiges Interesse haben.“

Er sagte sehr steif, von dieser Freimütigkeit außerordentlich peinlich berührt, daß er Durchlaucht mit dem größten Vergnügen begleiten werde, es aber ablehnen müsse, sich über irgendwelche Angelegenheiten dritter Personen zu unterhalten.

Claudia mußte ihn vergnügt. „Selbstverständlich, ich habe auch gar keine andere Antwort erwartet. Aber Sie müssen verstehen, Herr Fabricius, ich werde trotzdem von Agnes Thaller reden, und es wird Sie trotzdem interessieren, ein wenig zuzuhören.“

Sie setzte sich in Bewegung; er mußte ihr wohl oder übel folgen. Dabei betrachtete er sie von der Seite, ihr hartes Gesicht, das trotz des Barockhalses auf der Oberlippe noch die Spuren einstiger großer Schönheit zeigte, den auch heute noch feingehöhlungen Mund und die großen, dunklen Augen unter den schweren schwarzen Brauen. Er sah sie plötzlich lächeln und hörte ihre Stimme.

„Nein, nein, mein Lieber, sehen Sie sich eine alte Frau nicht so genau an. Dafür kommen Sie ein Vierteljahrhundert zu spät. Sie wissen ja, wer ich bin; aber Sie haben keine Ahnung, wer ich war. Tut auch nichts zur Sache. Es genügt, wenn Sie wissen, daß ich nicht als Herzogin von Felanit geboren bin.“

Sie wandte ihm plötzlich das Gesicht zu, ihre Augen hielten seinen Blick fest: „Sie lieben Agnes Thaller?“

Er antwortete beifällig: „Sonderbar, Durchlaucht hat heute abend bereits der zweite Mensch, der mich danach fragt.“

„Lassen Sie die Durchlaucht beiseite. Wer war der Erste?“

„Doktor Horn.“

„Der Schiffsarzt?“

„Ja, der geschiedene Mann der Malerin, deren Bild Sie erworben haben.“

Claudia dachte einen Augenblick lang nach, ehe sie sagte: „So, Horn. Das kann ich verstehen. Haben Sie gesehen, wie er mit Ihrer Frau tanzte?“

Fabricius nickte.

„Sahen Sie auch, wie die beiden sich trennten?“

„Ich weiß nicht, Herzogin.“

„Natürlich wissen Sie nichts; und da Männer niemals ahnen, sondern immer Beweise haben wollen, bis sie etwas wissen, so werden Sie es vermutlich auch nie

oder doch zu spät erfahren. Wissen Sie eigentlich, ob die Krankenschwester Agnes Sie liebt?“

Fabricius blieb stehen und sah sie nun wirklich verwirrt an. „Ich weiß wahrhaftig nicht, mit welchem Recht Sie so gefragt werden kann.“

„Mit dem Recht, das mir der Wunsch gibt, dieses Mädchen glücklich zu sehen.“

„Ich freue mich über Ihr Gefühl für Fräulein Thaller; aber ich bedaure sehr —“

„Schon gut. Wir wollen ernsthaft reden. Sie wissen, daß Agnes Thaller nach Beendigung dieser Reise mit Hilfe meines Freundes, San Boetwyl zur Sängerei ausgebildet werden soll.“

„Jawohl.“

„Haben Sie sich mit ihr schon darüber unterhalten? Wissen Sie, ob sie das gern tut? Ist sie ehrgeizig?“

„Ich weiß nicht, ob Fräulein Thaller ehrgeizig ist, sagte Fabricius, „ich kenne sie noch so gut wie gar nicht.“

„Natürlich nicht, sonst wären Sie ja nicht verlobt.“

„Also das — Sie hat mich nicht darüber unterrichtet, was sie zu tun gedenkt. Ich habe mich auch nicht bereit gefühlt, sie danach zu fragen.“

Die Herzogin nahm von seiner Ablehnung gar keine Notiz, sondern sagte sehr ruhig: „Sie wollen das Kind also ganz einfach vergewaltigen lassen?“

„Ich denke nicht daran! Fräulein Thaller ist ein erwachsener Mensch, der allein weiß, was er zu tun und zu lassen hat.“

„Dann wäre sie der erste Mensch, der das wirklich wußte. Aber wir wollen ernsthaft reden, Herr Fabricius. Ich habe, obwohl Sie mich jetzt unenträglich, aufdringlich und schwachhaft finden, das vollste Vertrauen in Ihnen. Ich bin nämlich davon überzeugt, daß Fräulein Thaller in diesem Augenblick nur zu einem einzigen Menschen hier ganz offen und ehrlich sein würde. Wie, San Boetwyl und ich, können nichts tun, als sie überfallen. Jan wird der Kleinen in seiner bewährten Manier alles Mögliche und Unmögliche erzählt haben; und ich, die ich so eben gehört habe, bin bereit, für den Zukunft alles zu tun, was sie sich nur wünschen und träumen kann.“

Die Herzogin machte eine kleine Pause. „Ich erzähle Ihnen das nicht, um damit einen Bitt mit dem Jan pfehl zu geben, daß ich sehr reich bin. Ich könnte mir sehr gut vorstellen, daß ein junges Mädchen in Fräulein Thaller's Alter sich durch solche Auskünfte einfach blenden läßt. Ich könnte mir weiter vorstellen — wenn ich auch gar keine Beweise dafür habe —, daß irgendeine Enttäuschung oder Unzufriedenheit sie dazu gebracht hat, eine vielseitig unbekannte Zukunft zu machen. Aber ich erkläre Ihnen, Herr Fabricius, daß ich mir die härtesten Vorwürfe machen würde, wenn ich einem Menschenkind dazu verhelfen würde, Geld zu verdienen und gleichzeitig unglücklich zu werden.“

Sie lenkte die Stimme und schied auf einmal mehr zu sich als zu dem Mann an ihrer Seite zu sprechen: „Ich kenne das aus Erfahrung. Es gibt viele Frauen, die so handeln. Nicht aus Berechnung, nicht einmal um eine Laune willen. Die einen unterdrücken das Geld und keine ungeheuren Möglichkeiten, die anderen überhäufen das Glück, das Reichtum zu geben vermag. Wenn Sie auch nur eine Zuneigung zu Agnes Thaller haben, dann bitte ich Sie, erke mit ihr zu reden und mir dann Bescheid zu sagen. Ich denke, Sie werden mir nun glauben, daß es nicht Neugier ist, die mich so mit Ihnen reden läßt.“

Nicolaus Fabricius ergriff dann eine Antwort ihm Hand und küßte sie. Ihre Augen standen voller Tränen.

„Ich weiß, ich bin ein schreckliches Frauenzimmer. Ich kann den Mund nicht halten und mache das alles immer entsetzlich undiplomatisch. Aber Sie können mir glauben, ich habe es ein paarmal bitter bereuen müssen, daß ich distrikt geschwiegen und mich nicht gerührt habe. Wir machen alle den Fehler, aus Disziplin unendlich zu sein. Die gesellschaftliche Konvention ist sehr schön, solange alles glatt geht, und eine große Hilfe, wenn alles strimmt und zerklüftet ist. Aber den richtigen Weg zur rechten Zeit zu finden, dazu reicht sie nicht aus. Ich sehe, mein Freund, haben wir genug geredet, jetzt werden Sie zurückgehen und sich mit Ihrer Agnes unterhalten und um des Himmels willen nicht mit der Tür ins Haus fallen. Ich habe mit Ihnen nichts anderes erzählt als die möglichen schiffstechnischen Fragen, vor allem die wie man sich bei einem Schiffsunglück benimmt. Habe Sie mich verstanden?“

Er nickte und sah sie mit einem Blick an, der mehr als viele Worte sagte. Dann gingen beide zurück und Claudia nahm die Gelegenheit wahr, mit Bedett, der sie zum Tanz aufforderte, in den Festsaal zurückzugehen. Fabricius aber ging nachdenklich und ohne zu wissen, weshalb sein Herz schwer war, zu den Arräumen hinüber, um Agnes zu fragen, ob sie nun ein wenig Zeit für ihn habe.

Der Junker Hans Mehnert lehnte sich in den amerikanischen Whiskybar zurück, schob das dröhnende Band des Korbhörers, der auf seinem linken Ohr hing, ein wenig höher und blinzelte seinen Kameraden Lampel zu.

„Deh, Mensch, unbeschreiblich öde, immer derselbe Quatsch, mal fünf Minuten Musik aus Rio, Buenos Aires, dem Norden. Junge, Junge, man sollte jetzt unter sein und eine tolle Sohle auf Parkett legen! Warum muß du eigentlich deine Freiheit nicht besser aus?“

Fritz Lampel, lang aufgeschossen, mager, immer noch wie ein Student aussehend, obwohl er jetzt fast einen Jahr als zweiter Vorführer Dienst tat, warf den Kopf zurück und streifte sich über das dünne, blonde Haar. „Ich soll ich bei den Puppen, Mehnert? Die denken nichts, brechen sich da unten herum, reden Blödsinn — das ist es wenigstens ruhig. Reizt mich nicht, reizt mich nicht im mindesten.“

„Warum gehst du nicht schlafen?“

„Kann ich nicht.“

Der Junker musterte den anderen mit einem langen Blick.

„Sag mal, Lampel, in welches Mädel bist du eigentlich verliebt?“

Fritz Lampel wurde bis auf die Haare dunkelrot.

„Wie kommt es darauf?“

Sein Gegenüber zuckte die Achseln und dachte laut nach. „Also, da hätten wir die kleine Betty, die zweite Stewardess. Ganz hübsch, 20 Jahre alt, ein hübsches Drall — nee, die würde nicht sein. Dann die Kleine vom Blumenladen, heißt sie nicht Paula? Der nette kleine Kerl — aber zu doof für dich. Die Adoniserkäuferin würde auch nicht sein. Sag mal, Mensch, du hast doch nicht etwa in einen Fahrgast verliebt?“

„Ach so, wie läme ich denn dazu.“

Mehnert grübelte weiter. „Ja, weiter ich doch niemand da, die anderen Mädchen vom Personal sind geschloffen, ich kenne doch meinen Lampel! Halt, Mensch, ist es vielleicht die Krankenschwester?“

Lampel sprang während auf und zückte den Fremden an. „Du bist verrückt! Mich dich nicht in meine Angelegenheiten! Kein Mensch weiß davon, dann dann wissen! Ich quäle nicht; ich hab sie nur einmal gesprochen.“

Mehnert piffte in außerordentlich kunstvollen Trillern und Läufern vor sich hin und sagte dann, während Lampel immer noch in der engen Funktude hin und her lief: „Seht, ich dich erst mal hin. Der Seifenfieber ist mir ja ziemlich spät aufgegangen. Also die kleine Schwester, sieh mal an!“

„Sag ein herabsehnendes Wort über sie!“

„Küßt mir ja gar nicht ein. Du hast ja vollkommen recht, ein entzündendes Mädchen. Süß, zum Absteigen! Aber ich denke, die hat ihren Doktor! Ist da nicht irgend was?“

„Denkst nicht dran!“

„Ja, reg dich nicht auf, es war ja möglich, nicht wahr? Ach, und jetzt verleihe ich auch, warum du nicht runtergegangen bist. War ja direkt aufwendig, wenn man schon mal in der Extraluft Gesellschaft spielen kann, dann muß doch ein Grund dazu da sein, daß man es nicht tut. Die singt doch heute abend, nicht wahr?“

Lampel nickte mürrisch.

„Ja, und das hast du dir nicht angehört?“

„Es hat doch gar keinen Sinn. Da find andere Leute hinterher. Die lange Latte, der Fabricius — und überhaupte. Da kann man nur zugucken. Nee, nee, Mehnert, schalt mal irgend 'ne Station ein, 'n bißchen verrückte Musik!“

(Fortsetzung folgt.)